

# KULTUR REPORT

Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

Heft 2023



**Vor 70 Jahren: 17. Juni 1953  
1050. Todestag Ottos des Großen  
30 Jahre Thüringer Literaturzeitschrift „Palmbaum“  
Lausitz Festival  
Gottfried August Bürger**

# GESCHICHTE AUS GRUBEN UND SCHERBEN



Grabungen im Gebiet  
der Altstadt von Jena

22. SEPTEMBER 2023 – 28. JANUAR 2024

**STADTMUSEUM JENA**

[www.stadtmuseum-jena.de](http://www.stadtmuseum-jena.de)  
Markt 7 · Telefon 03641 49 82 50

Die Öffnungszeiten entnehmen Sie bitte der Homepage

# Inhalt

## Schwerpunktthema

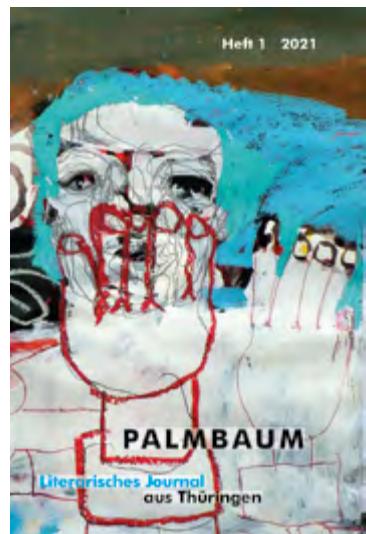
- Vor 70 Jahren: 17. Juni 1953
- 2 Jonathan Harnisch: Der Volksaufstand 1953
- 3 Ehrhart Neubert: Der Aufstand vom 17. Juni 1953
- 7 Joachim Rumpf: Mein siebzehnter Juni 1953 – Ein Zeitzeuge berichtet
- 12 Clara Marz: Die Plakatausstellung „17. Juni kompakt“
- 13 Kulturprojekte Berlin: Ausstellung im Berliner Stadtraum

## Literatur

- 15 Jo Fried: Eine Palme vom Saalestrand – 30 Jahre Thüringer Literaturzeitschrift „Palmbaum“
- 18 Axel Stefek: Beiträge zur Weimarer Geschichte
- 21 Pia Steinhaus: „...diese heiligste Überflüssigkeit des Lebens...“ – Das Lausitz Festival lockte 2023 mit der Uraufführung zum Werk von Stefan Zweig
- 23 Dagmar Ellen Fischer: Lutz Seiler wird 2023 mit dem Georg-Büchner-Preis geehrt

## Jubiläen

- 24 Petra Dollinger: Die Jahrestagung der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat in Havelberg vom 4. bis 7. Mai 2023
- 26 Sascha Bülow: Des Kaisers letzte Reise – Zum landesweiten Jubiläum 2023 in Sachsen-Anhalt aus Anlass des 1050. Todestages Ottos des Großen
- 31 Rosemarie Knape: Gottfried August Bürger – sein Heimatort Molmerswende würdigt den Autor der Geschichten über den Freiherrn von Münchhausen
- 38 Ulrike Kaiser: 300. Gedächtnisjahr der Errichtung des Leuchtenburger Zucht-, Armen- und Irrenhauses: 1724–2024
- 42 Dagmar Ellen Fischer: Stolpern in Gedanken – Der Berliner Künstler Gunter Demnig verlegte 2023 den 100 000. Stolperstein
- 44 Rainer O. Neugebauer: Das John-Cage-Orgel-Kunst-Projekt in Halberstadt – Vor zwanzig Jahren erklangen die ersten Orgelpfeifen
- 47 Gabriele Bohl: In eigener Sache – Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat
- 48 Impressum, Autoren, Spendenauftrag



Heft 1/2021 mit einer Zeichnung von Rüdiger Giebler zum Thema „Zensur“.

## Titel:

Aufständische Arbeiten reißen an der Grenze zum amerikanischen Sektor das Sektorenschild des „demokratischen“ (sowjetischen) Sektors nieder, © Foto: 70 Jahre DDR-Volksaufstand/AdsD/FES; 6/FOTB002901.

## Der Volksaufstand 1953

Am 17. Juni 1953 protestierten eine Million Menschen in über 700 Städten und Gemeinden in der DDR gegen das kommunistische Regime. Sie bestreikten über 1 000 Betriebe und erstürmten über 250 öffentliche Gebäude. Der soziale Arbeiteraufstand entwickelte sich schnell zu einem Volksaufstand, der nicht nur vereinzelte Großstädte, sondern die gesamte DDR erfasste. Die Demonstrierenden forderten politische und persönliche Freiheiten wie freie Wahlen, die Wiedervereinigung, den Rücktritt Walter Ulbrichts sowie die Freilassung politischer Häftlinge. Die sowjetische Regierung verhängte den Ausnahmezustand und übernahm in weiten Teilen der DDR die Regierungsgewalt. Gemeinsam mit der Volkspolizei schlug sie den Aufstand militärisch nieder. 15 000 Menschen wurden festgenommen und 50 starben.

In der DDR galt der Volksaufstand von 1953 als „faschistischer Putschversuch“, der Bundesrepublik hingegen diente er als „legitimatorischer Schub“ für die eigene Demokratie. Der Volksaufstand steht „symbolisch für ein Ereignis, in dem die Gesellschaft versuchte, Freiheit zu erlangen“ und ihm kommt „in der nicht gerade reichhaltigen deutschen Freiheitsgeschichte ein besonderer Platz [zu]“.<sup>1</sup> Der Aufstand als Teil der deutschen Demokratiegeschichte erinnert an die Bedeutung demokratischer Werte. Allerdings werden in der deutschen Erinnerungskultur die Massenaufstände in der DDR um den 17. Juni 1953 als „demokratische Glanzpunkte“ zu wenig bzw. gar nicht gewürdigt<sup>2</sup>. In der öffentlichen Wahrnehmung, aber auch im schulischen Kontext spielen diese Ereignisse im Vergleich zur Friedlichen Revolution 1989/1990 und der deutschen Einheit noch immer eine untergeordnete Rolle. Die Behandlung des Aufstands kann jedoch einen wertvollen Beitrag zur Demokratie- und Menschenrechtsbildung darstellen und als Teil der zeitgeschichtlichen Geschichtsvermittlung einen Beitrag zur Orientierung in unserer pluralistischen und demokratischen Gesellschaft leisten.

Der DDR-Volkaufstand vom 17. Juni ist der sichtbarste Ausdruck des Widerstandes gegen die kommunistische Diktatur in Ostdeutschland, der in der unmittelbaren Nachkriegszeit begann. Die Geschichte der SBZ/DDR vor dem Mauerbau war stets auch die Geschichte der Frauen und Männer, die sich gegen die Errichtung einer neuen Diktatur zur Wehr setzten und die diesen Widerstand mit langen Haftstrafen oder ihrem Leben bezahlen mussten. Zudem war der 17. Juni der erste landesweite Volksaufstand gegen die kommunistischen Diktaturen in Ostmitteleuropa. Es folgten Ungarn 1956, die ČSSR 1968 und immer wieder Polen, dessen Bevölkerung sich am vehementesten gegen die von der Sowjetunion installierten kommunistischen Regime wehrte.

„Bis heute gibt es in Bezug auf den demokratischen Widerstand und den Aufstand vom 17. Juni eine Leerstelle in unserer Erinnerungskultur“, so Anna Kaminsky, Direktorin der Bundesstiftung Aufarbeitung. „Es reicht nicht, zu runden und halbrunden Jahrestagen auf den Mut der Menschen zu verweisen, die in jenen Junitagen auf die Straße gegangen sind“. Die deutsche Nachkriegsgeschichte müsse als eine im doppelten Wortsinn geteilte Geschichte verbindlich im Unterricht behandelt werden, so Kaminsky: „Der 17. Juni sollte zu einem Ge-DENK-Tag entwickelt werden, der den Volksaufstand von 1953 zum Ausgangspunkt nimmt, um an die Demokratinnen und Demokraten zu erinnern, die zwischen 1945 und dem Mauerbau für Freiheit und Demokratie ihr Leben riskiert hatten“.

Jeder zweite Ostdeutsche und vier von zehn Westdeutschen verbinden mit dem Datum 17. Juni 1953 spontan den DDR-Volksaufstand, so eine Forsa-Umfrage der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur. „Auf den ersten Blick ist das ein erfreuliches Ergebnis, schließlich ist niemand verpflichtet, sich für Geschichte zu interessieren“, so Dr. Anna Kaminsky. Wenn allerdings nur jeder siebte Befragte im Alter zwischen 14 und 29 mit dem Datum etwas anzufangen wisse, dann sei „der 17. Juni noch nicht ausreichend in der gesamtdeutschen Erinnerungskultur verankert“. Hoffnung mache ihr, dass „drei Viertel der Befragten die Ereignisse vor 70 Jahren als wichtig oder sehr wichtig für die deutsche Demokratiegeschichte einschätzen“. Der Blick auf den 17. Juni sei allerdings nach wie vor zu sehr auf Berlin fixiert. Sieben von zehn befragten Ostdeutschen konnten nicht sagen, ob der Aufstand vor 70 Jahren ihre Stadt oder Gemeinde erfasst hatte. „Hier muss man ansetzen“, so Kaminsky: „Wir müssen die ‚große Geschichte‘ auf die Lebenswelten der Menschen herunterbrechen, wenn wir ein Bewusstsein für den demokratischen Widerstand gegen die kommunistische Diktatur stiften wollen“.

Jonathan Harnisch

1 Kowalcuk, Ilko-Sascha: 17. Juni 1953, München 2013, S. 7-9.

2 Ebd. S. 122.

# Der Aufstand vom 17. Juni 1953

## Initialzündung

Die Verschlechterung der Lebensverhältnisse in der DDR hatte die Arbeiterschaft aufgebracht, und die Erhöhung der Normen nach dem Beschluss vom 28. Mai 1953 bedeutete weitere Lohnneinbußen. Mit der Verkündung des „Neuen Kurses“ war für die Arbeiterschaft eine unverständliche und widersprüchliche Situation entstanden, da trotz der angekündigten Erleichterungen der Druck verstärkt wurde. Am 16. Juni kam es auf zwei Berliner Großbaustellen, dem Krankenhausneubau in Berlin-Friedrichshain und am Block 40 in der Stalinallee, zu ersten Protesten und Arbeitsniederlegungen. Zwischen den Arbeitern beider Baustellen hatte es an den Vortagen schon informelle Absprachen über einen Protest gegen die Normerhöhung gegeben. Die Friedrichshainer hatten bereits am Tag zuvor ein Protestschreiben an Grotewohl<sup>1</sup> gesandt. Am nächsten Morgen erschienen SED-Agitatoren, die jedoch abgewiesen wurden, da Arbeiter beider Baustellen beschlossen hatten, in einer größeren Gruppe zur Regierung zu gehen und die Antwort einzuholen. Gegen 9 Uhr formierte sich eine Gruppe von zunächst nur 80 Arbeitern der Stalinallee, zu der kurz darauf am Strausberger Platz die Delegierten der Friedrichshainer stießen. Der noch kleine Zug marschierte an verschiedenen Baustellen der Umgebung vorbei und animierte weitere Bauarbeiter, bevor er sich zum Haus des Ministerrates bewegte. Als der Demonstrationszug dort eintraf, war er auf mehrere tausend Menschen angewachsen.

Dass ausgerechnet die privilegierten Arbeiter jener Baustellen protestierten, die Renommierobjekte der SED waren, war kein Zufall. Deren Selbstbewusstsein war noch nicht so beschädigt wie das vieler anderer Menschen. Sie glaubten, dass die SED an denen, auf die sie sich berief, nicht vorbeigehen könne. Sie sahen sich außerdem in einer starken Position, weil die in Westberlin anhaltende Baukonjunktur ihnen auch dort Chancen bot. Schließlich war in Teilen der Berliner Arbeiterschaft 1953 noch die Erinnerung an die eigenen kämpferischen Traditionen wach. In den Morgenstunden des 16. Juni hatten sie die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass sich der FDGB ihrer Forderungen annehmen würde. Gewerkschaftsfunktionäre hatten sich, teils von den Arbeitern genötigt, teils um zur Beruhigung beizutragen, der Anliegen der Bauarbeiter angenommen. Bevor der Demonstrationszug zum Regierungssitz marschierte, hatten ihn die Arbeiter zum „Haus der Gewerkschaften“, dem Sitz des FDGB, in der nahen Wallstraße gelenkt. Die Gewerkschaftsführer hatten sich jedoch angesichts der Menge verschanzt und empfingen die Arbeiter nicht.

Als der Zug das Regierungsgebäude erreichte, blieben auch dort die Türen verschlossen. Die Demonstranten riefen vergeblich nach Grotewohl und Ulbricht. Es kamen schließlich Agitatoren – unter ihnen Heinz Brandt und Robert Havemann –, die den Arbeitern die Rücknahme der Normenerhöhung zusagten. Schließlich redete von einem Tisch aus der Minister Fritz Selbmann. Doch die Menge war nicht mehr zu beruhigen. Soziale Forderungen, die über die ursprünglich verlangte Rücknahme der Normenerhöhung weit hinausgingen, wurden in Sprechchören erhoben. Arbeiter sprachen zu den Menschen, verlangten schließlich die Bestrafung und den Rücktritt der Regierung, und der Ruf nach einem Generalstreik ertönte. Am Nachmittag zogen schon mehrere Demonstrationszüge durch die Stadt. Gruppen von Demonstranten suchten andere Betriebe auf, und es gelang ihnen, den Streik auszuweiten. Einige Arbeiter fuhren zum RIAS nach Westberlin und baten um Verbreitung ihrer Forderungen. Der Sender berichtete umgehend, so dass schon am späten Nachmittag fast überall in der DDR die Streiks bekannt wurden, was bei früheren Ereignissen nicht geschehen war. Bis in die späten Abendstunden waren die Straßen Ostberlins mit Demonstranten gefüllt. Es kam zu ersten heftigen Ausbrüchen auf Seiten der Demonstranten. Am Alexanderplatz gingen Scheiben zu Bruch, Fahnen und Plakate wurden abgerissen. Die Ereignisse des 16. Juni waren zwar von einer kleinen Gruppe Arbeiter initiiert worden, nahmen aber einen vollständig spontanen Verlauf, der ungeordnet und ohne Systematik die aufgestaute Unzufriedenheit sich entladen ließ. Vereinzelt hatten Arbeiter der beiden Baustellen das Wort ergriffen, aber zur Bildung einer Streikleitung oder einer anderen Struktur war es nicht gekommen.

Seit dem späten Nachmittag ergriff die SED Gegenmaßnahmen. Die Volkspartei wurde in Alarmzustand versetzt, die Grenzbewachung in Berlin verstärkt und mit der sowjetischen Kontrollkommission wurden Maß-

1 Otto Grotewohl, Ministerpräsident der DDR 1949 bis 1964

nahmen abgesprochen. Die Parteiführung glaubte aber an diesem Tag noch, die Arbeiter durch die nachdrückliche Bekanntgabe der Rücknahme der Normenerhöhung und die Agitation ihrer Kader beruhigen zu können. So wurden neben den polizeilichen Sicherungsmaßnahmen vor allem zuverlässige Genossen für die Agitation instruiert. Das galt auch für das übrige DDR-Gebiet, da die SED nicht mit einem Übergreifen der Unruhen rechnete. Die SED hatte die Verbindung zur Bevölkerung verloren, die Unzufriedenheit politisch nicht verarbeitet und schätzte darum die Situation falsch ein.

## Das Ausmaß des Aufstandes

Am Morgen des 17. Juni brach der Aufstand in der gesamten DDR aus. Die Bevölkerung hatte sich am Abend und in der Nacht durch westliche Sender informiert. Außerdem versuchten Arbeiter mit Betrieben in anderen Orten telefonische Verbindung herzustellen oder schickten Kuriere. Mit Beginn der Frühschicht traten schon zahlreiche Belegschaften der großen Betriebe in den Streik. Als bald formierten sich Demonstrationszüge, die in die Zentren der größeren Städte strebten, wo sich zumeist schon Bürger zu Demonstrationen versammelt hatten.

In etwa 600 Betrieben kam es zu Arbeitsniederlegungen, an denen etwa eine halbe Million Beschäftigte beteiligt waren, und in zirka 400 Städten und Ortschaften wurde demonstriert oder brachen Unruhen aus. Vor allem in den Städten der industriellen Ballungsräume entfaltete der Aufstand eine größere Kraft. In den traditionellen Industriegebieten um Halle, Leipzig und Gera hatten die Streikbewegung und der Aufstand eine größere Intensität als in Berlin, ebenso in Cottbus, Magdeburg, dem Industriegürtel im Harzvorland und in Potsdam. In Dresden streikten fast genauso viele Arbeiter wie in Berlin. In diesen Ballungsräumen wurde auch ein deutlich höherer Organisationsgrad erreicht als in Berlin. Streikleitungen – vereinzelt auch überregionale – wurden gewählt, und häufig wurden die Gewerkschaftsfunktionäre gezwungen, Resolutionen oder Erklärungen der Belegschaften zu unterschreiben. Diese Gebiete waren vor 1933 Zentren der kämpferischen deutschen Arbeiterbewegung gewesen, und an diese Tradition wurde nach 20 Jahren nun wieder angeknüpft. Diesmal aber wollten die Arbeiter nichts mehr von den kommunistischen Kadern wissen. Wenn dies noch möglich war, wurden ältere Sozialdemokraten in die Komitees oder zu deren Vorsitzenden gewählt, wie in Dresden, wo der Alt-Sozialdemokrat Wilhelm Grothaus als Sprecher hervortrat.



Demonstranten mit Fahnen gehen durch das Brandenburger Tor,  
Bild Nr. 203056, Quelle: Bundesstiftung Aufarbeitung.

Neben den großen Streikzentren spielten auch die Belegschaften von Betrieben kleinerer Orte eine Rolle. Sie waren wesentlich isolierter und konnten sich nicht in der Sicherheit, die eine große Masse bot, bewegen. Dort brachen auch die Streiks zuerst zusammen. Auf zahlreichen Dörfern kam es ebenfalls zu Aktionen, die den Arbeiteraufständen an Heftigkeit in nichts nachstanden. Viele Bauern hatten bis zur absoluten Erschöpfung für Zwangssteuern und Abgaben gearbeitet, um Haus und Hof zu erhalten. Jetzt fand der an-

gestaute Zorn ein Ziel. Zahlreiche Bauern versuchten daher, die nächstgelegenen Städte zu erreichen, um sich dort an den Protestaktionen zu beteiligen. Zentren der Bauernproteste waren: die Magdeburger Börde, Nordthüringen, die Altmark, die Cottbuser Umgebung. Die größte Bauerndemonstration fand in Nordthüringen statt, wo sich 2 000 Bauern in Mühlhausen, der Stadt des Reformators Thomas Müntzer, gesammelt hatten.

Das Bild auf den Straßen und die Aktionen der Demonstranten glichen sich fast überall: Die verhassten Symbole der SED, ihre Fahnen, die Bilder der Spitzenfunktionäre, Losungen und Plakate wurden heruntergerissen, verbrannt und zerstört. Manche FDJ- und SED-Mitglieder warfen demonstrativ ihre Abzeichen weg und vernichteten öffentlich ihre Parteibücher. Auch Volkspolizisten zogen ihre Uniformen aus. Agitatoren, die sich – oft mit Lautsprecherwagen – unter die Demonstranten wagten, wurden vertrieben und die Wagen umgeworfen oder angezündet. Vereinzelt kam es zu Brandstiftung, deren Hergang unklar blieb. In Berlin brannte das ehemalige Vorzeige-HO-Kaufhaus „Columbus“ am Lennédreieck ab.

Den spontanen Demonstrationen fehlten jedoch klare Ziele. Streikleitungen, die in den Betrieben noch Einfluss nehmen konnten, waren in den tumultartigen Zuständen auf den Straßen machtlos. So suchten die Züge die Zentren der Macht auf. Oft hatten sich dort die SED-Funktionäre verbarrikadiert oder das Weite gesucht. Die Demonstranten stürmten und besetzten insgesamt 140 Gebäude der SED, des MfS, der Volkspolizei, des FDGB und der Verwaltungen. Vielfach überwanden die Arbeiter auch die bewaffnete Gegenwehr des Wachpersonals oder der Polizei. Aktenmaterial wurde zu den Fenstern herausgeworfen und vernichtet, Einrichtungen und gefundene Waffen zerstört. In sehr vielen Betrieben besetzten die Arbeiter die Räume der Betriebsparteiorganisationen. Dort, wo sich Polizei und andere Sicherheitskräfte den Demonstranten in den Weg stellten, kam es zu tätlichen Auseinandersetzungen. In vielen Fällen vertrieben die Arbeiter zunächst die Volkspartei. Vereinzelt wurden Wachleute in Betrieben, VP- und MfS-Angehörige, SED-Funktionäre und Justizbeamte von der Menge misshandelt, auch ein Todesfall ist belegt. Viele Funktionäre gerieten in Panik und begaben sich in den Schutz der Sowjets. In Jena flüchtete eine große Anzahl von Funktionären mit ihren Familien in einen nahgelegenen Wald.

Insgesamt waren aber die Ausschreitungen gegenüber diesem Personenkreis auf Grund des Einflusses besonnener Demonstranten eher selten, da sich diese auch in den Weg stellten, wenn einzelne versuchten, Geschäfte zu plündern. Dort wo Streikkomitees gebildet wurden, bemühten sie sich zumeist erfolgreich, Streikende von Gewalthandlungen abzuhalten. An vielen Orten versuchten die Aufständischen, die Gefängnisse und Zuchthäuser zu stürmen, was in neun Fällen auch gelang, wobei etwa 1 300 Häftlinge befreit wurden. Zumeist gingen die Befreier davon aus, dass es sich ausschließlich um politische Gefangene handelte, was zum überwiegenden Teil auch zutraf. Bei den dramatischen Erstürmungen der Strafanstalten wurde verschiedentlich Gewalt angewendet. So kam es in Magdeburg zu einer Schießerei, bei der drei Wachleute ums Leben kamen. Die Sicherheitskräfte waren der Wucht des Aufstandes nicht gewachsen, zumal sie zunächst gehalten waren, die Demonstranten ohne Waffeneinsatz zu beruhigen. Auch setzte die SED-Führung anfänglich die kasernierte Volkspolizei nicht gegen die Demonstranten ein, da sie der Truppe nicht vollständig vertraute. Tatsächlich verweigerte eine Reihe von Offizieren und Mannschaften die Befehle und wollten sich nicht gegen die Arbeiter einsetzen lassen.

## Die Niederschlagung

In den Mittagsstunden des 17. Juni griffen die sowjetischen Truppen ein. Das Kriegsrecht wurde verhängt. Wenn sich die Demonstrationen nicht auflösten, wurde nun scharf geschossen, so dass eine Gegenwehr der Aufständischen kaum noch möglich war. In Berlin und anderen Städten flogen Steine, wurden Panzer behindert und vereinzelt Straßensperren errichtet. Unter den Schüssen der sowjetischen Truppen und der dann eingesetzten Kasernierten Volkspolizei brach der Aufstand zusammen. Selten gelang es den Truppen, die Straßen und Plätze sofort zu räumen, denn auch nach dem Einrücken von Panzern und dem Gebrauch von Schusswaffen strömten die Demonstranten immer wieder zusammen.

Auch an den beiden folgenden Tagen kam es in zahlreichen Orten noch zu Demonstrationen, die dann schon auf eine gut vorbereitete Militärmacht trafen. Zudem ließen die sowjetischen Kommandanten zur Abschreckung einige Demonstranten standrechtlich erschießen, darunter auch den Westberliner Willy Gött-

ling. Die Bevölkerung musste verzweifelt zur Kenntnis nehmen, dass sie gegen diese Macht nichts ausrichten konnte. Die Streiks in den Betrieben hielten noch länger an, wenn sie nach dem 20. Juni auch nur noch den Charakter von Warnstreiks hatten. Zahlreiche Betriebe wurden von sowjetischen Truppen oder der Kasernierten Volkspolizei besetzt, so dass weitere Streiks nicht mehr möglich waren. Manchmal handelten die Belegschaften als Gegenleistung für die Arbeitsaufnahme den Abzug der Soldaten aus dem Betrieb aus. So zogen die sowjetischen Panzer vor dem Zeiss-Werk in Jena am 21. Juni ab, als die Belegschaft die Beendigung des Sitzstreiks unter dieser Bedingung zugesagt hatte.



*Ein Mann schlägt mit einer Stange auf einen sowjetischen Panzer, Nähe Potsdamer Platz, Bild Nr. 203037, Quelle: Bundesstiftung Aufarbeitung.*

Eine entscheidende Schwäche des Aufstandes waren die fehlenden Führungs- und Koordinationsstrukturen, die in dieser kurzen Zeit zumeist nicht ausgebildet werden konnten. Nur im Bitterfelder und im Görlitzer Raum war dieser Prozess schon nach wenigen Stunden in Gang gekommen, und die dort gewählten Führungen hatten sich als handlungsfähig erwiesen. Die Spitze der willfährigen Blockparteien CDU und LDPD hat die Chance, die sich mit ihrer kurzfristigen Aufwertung im Rahmen des „Neuen Kurses“ bot, hingegen nicht wahrgenommen. Ein tragisch-komisches Schauspiel bot der CDU-Vorsitzende Nuschke, der am Nachmittag des 17. Juni von Demonstranten mit seinem Auto in die Westsektoren geschoben wurde. Als er von westlichen Journalisten nach dem Aufmarsch der sowjetischen Panzer befragt wurde, erklärte er, diese hätten nicht geschossen, „sondern sie haben nur gleichfalls demonstriert“ (Diedrich 1991, 227). In den Tagen nach dem Aufstand und in der Hoffnung, dass der „Neue Kurs“ dies ermögliche, rührte sich die Basis der bürgerlichen Parteien wieder stärker und verlangte eine deutlichere Unabhängigkeit von der SED. Doch dazu war es zu spät, die Parteiführer hatten sich festgelegt.

Nach diesen Tagen waren zahlreiche Opfer zu beklagen: Mindestens 50 Demonstranten waren umgekommen, bei den Sicherheitskräften starben zehn Menschen. Hunderte waren verletzt worden, viele davon schwer. Ungefähr 6 000 Beteiligte wurden verhaftet, von denen ein Drittel nach kürzerer Zeit wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. Besonders verfolgt wurden die Mitglieder von Streikleitungen und solchen Demonstranten, die auf Kundgebungen das Wort ergriffen hatten. Die Fluchtwelle stieg noch einmal drastisch an, da viele Initiatoren und Teilnehmer der Unruhen flohen.<sup>2</sup>

Ehrhart Neubert

---

2 Ehrhart Neubert: Geschichte der Opposition in der DDR 1949-1989, S. 80 ff, mit freundlicher Genehmigung des Autors

# **Mein siebzehnter Juni 1953**

Ein Zeitzeuge berichtet

## **Vorbemerkung**

Mit dem folgenden Beitrag über meine (ganz subjektiven) Erlebnisse um den siebzehnten Juni 1953 in Berlin, dem sich einige auswertende Bemerkungen anschließen, fasse ich die seit vielen Jahren in der Schublade aufbewahrten Aufzeichnungen zusammen und verknüpfe sie mit den noch immer lebendigen, wenn auch auswählenden Erinnerungen. Zu den Erinnerungen gehören nicht nur Geschehnisse in einer bestimmten zeitlichen Abfolge. Mich erstaunt vielmehr, dass es besonders die gefühlsmäßigen Anteile sind, die mich noch immer stark bewegen und jene Stunden in mir so lebendig werden lassen, dass ich beim Schreiben zum Fenster hinaus und hinüber auf den Schweizer Jura schauen muss, damit ich, mich wieder beruhigend, sagen kann: Es ist alles längst vorbei und Geschichte ...

1.

Seit Oktober 1952 lebte und arbeitete ich mit mehreren hundert anderen Frauen und Männern auf der Baustelle Mühlbeck im Norden Berlins bei der Reichsbahn-Bau-Union Naumburg. Viele Menschen waren in jenen Jahren auf gleichen Baustellen rund um Berlin damit beschäftigt, einen Eisenbahnenring zu bauen. Dass dieser Ring eine verkehrstechnische Voraussetzung für den späteren Mauerbau war, ahnte von uns niemand. Ein bunt gemischtes Völkchen lebte in den Baubaracken oder wohnte in einem der vielen Einfamilienhäuser in Schildow und Mühlbeck zur Untermiete. Nicht wenige hatten Krieg und Nachkriegszeit in den Heimatgemeinden arbeitslos werden lassen. Der eine oder andere, den ich dort kennen lernte, hatte sich in das relativ unstete Leben geflüchtet, da er am Heimatort wegen seiner Vergangenheit vor 1945 oder eines politischen Engagements nach dem Kriege wenig Chancen sah. Auf Großbaustellen dieser und ähnlicher Art, bei denen neben Unterkunft und Kantinenverpflegung auch Gemeinschaft in der „Kulturbaracke“ angeboten wurde, fanden viele ein an die Militärzeit erinnerndes Zuhause. Obwohl auch einige Frauen dort arbeiteten, befand ich mich doch in einer Männergesellschaft, einer Subkultur, die an den ehemaligen Arbeitsdienst erinnerte und zugleich stark bestimmt war vom individuellen Gewinnstreben. Es wurde sehr hart und zum Teil unter schweren Bedingungen gearbeitet – aber auch gut verdient.

Dieser, im Vergleich mit Einkünften in anderen Berufen, damals überdurchschnittliche gute Verdienst war vor allem auf eine hohe Auslösung zurückzuführen. Jeder von uns hatte (zumindest pro forma) anderswo irgendeine Adresse: eine eigene Familie oder Eltern. Heimatadressen waren über das ganze Gebiet der DDR verstreut. Wir kamen aus Dresden, Leipzig, Magdeburg, Dessau, Halle, Saalfeld, Naumburg und aus vielen anderen Städten und Dörfern. Wir erhielten nicht nur Freifahrtscheine für die Bahn zur Wochenendheimfahrt, sondern noch zusätzlich zum Lohn, eine Art Trennungsschädigung für jeden Arbeitstag. Dieses Trennungsgeld war so hoch, dass man, wenn auch ohne große Sprünge machen zu können, damit auskam. Der eigentliche Lohn wurde an die Familien geschickt, auf die hohe Kante gelegt oder aber verjubelt. Ein Arbeiter erträgt manchen Druck. Nur wenn es um seine Lohntüte geht, so war es jedenfalls damals, reagiert er sehr heftig.

Und genau hier, an diesem empfindlichen Punkt, hatten Partei- und Staatsführung unter Walter Ulbricht angesetzt: Sie erhöhten nicht nur die Normen und forderten damit für das gleiche Geld mehr Leistung, sondern sie kürzten auch noch die Auslösung um zum Teil bis zu fünfzig Prozent. Normerhöhungen hatte es zum allgemeinen Ärger schon vorher immer wieder gegeben. Diesmal aber fielen sie zusammen mit dem Versuch, einige Lebensmittel frei zu verkaufen (also Lebensmittelmarken hierfür abzuschaffen), und sie trafen eine Arbeiter-Elite, die Bauarbeiter, besonders empfindlich. Neben den Stahlwerkern und den Bergarbeitern waren es in der Trümmerlandschaft Nachkriegsdeutschlands vor allem die Bauarbeiter, die in der DDR ein hohes Ansehen und manche Privilegien genossen. Und denen reichte es jetzt. Es war bekanntlich ein Bautrupp in der Stalin-Allee, der als erster die Arbeit niederlegte und die Rücknahme jener Beschlüsse verlangte. So etwas sprach sich schnell herum. Außerdem hörten wir damals bereits RIAS Berlin so, wie man später in der DDR westdeutsche Fernsehstationen einschaltete.

2.

Auf unserer Baustelle verließen wir am Nachmittag des sechzehnten Juni unsere Arbeitsplätze und versammelten uns im Kantinenraum. Dort diskutierten wir mit dem Vorsitzenden der Betriebsgewerkschaftsleitung, mit dem Parteisekretär und mit dem Baukaufmann (der Bauleiter war in Urlaub) darüber, wie wir es halten wollen: Gehen wir morgen arbeiten oder beteiligen wir uns am Streik. Mitentscheidend für den Beschluss, sich den streikenden Bauarbeitern in Berlin anzuschließen, war die Nachricht, dass auch die Kolleginnen und Kollegen von der Großbaustelle Velten die Arbeit niederlegen und in die Stadt zum Haus der Ministerien marschieren werden. Ich selbst fuhr an diesem sonnigen und milden Abend, wie ich es auch sonst tat, ins Zentrum. Am Alexanderplatz war mehr Betrieb als an anderen Tagen um diese Zeit. Überall standen Gruppen und Grüppchen miteinander redender Menschen herum. Meistens hatten sie sich um eine Person gesammelt, die das Wort führte: Von Partei, FDJ und Gewerkschaft waren Funktionäre ausgesandt worden, um zu agitieren, abzuwiegeln, zu beruhigen, aber auch, um zu warnen. Einer der Gruppen gesellte ich mich zu. Wenn ich mich recht erinnere, war an diesem Abend auf dem Alex bereits vom sogenannten „neuen Kurs“ die Rede. Doch die Stimmung war so geladen, dass der Funktionär sich vergeblich bemühte, gegen den ebenso offen wie lautstark artikulierten Unmut anzukommen. Eine Arbeiter- und Bauernmacht, die den Arbeitern immer mehr Lasten aufbürdete – so der Grundton unserer Kritik, muss umkehren, wenn sie glaubwürdig sein will.

3.

Am siebzehnten Juni zu Arbeitsbeginn versammelten sich die meisten Arbeiterinnen und Arbeiter der Baustelle in der Hauptstraße von Schildow vor dem kleinen Gebäude mit dem ehemaligen Ladengeschäft, in dem jetzt die Bauleitung untergebracht war. Einige Kollegen hatten ein Transparent vom Maifeiertag übermalt und unsere Forderungen nach Rücknahme der Regierungsbeschlüsse draufgeschrieben. Als sich unser Demonstrationszug in Bewegung setzte, gingen die Mitglieder der Bauleitung, die Frauen und Männer aus dem Baubüro und der BGL-Vorsitzende voraus. Der Parteisekretär war nicht erschienen. Der lange Marsch ins Zentrum durch Niederschönhausen und Pankow und ab U-Bahnhof Vinetastraße die ganze Schönhauser-Allee entlang begann. Auch an diesem Tag schien die Sonne. Es war warm und alle befanden sich in einer Art Festtagsstimmung. Vermutlich ging es den anderen ähnlich wie mir: In mir war eine erwartungsvolle Erregung, wie ich sie als Kind verspürte, wenn die Eltern mit uns in den Zirkus oder auf den Jahrmarkt gingen. Je näher wir dem Ereignis kamen, umso deutlicher waren Musik und Lärm zu hören, umso größer wurde unsere Spannung. Versetze ich mich in die Vormittagsstunden des siebzehnten



Sowjetische Panzer rücken gegen die Aufständischen vor, © Foto: 70 Jahre DDR-Volksaufstand/AdsD/FES; 6/FOTB003466, Quelle: Bundesstiftung Aufarbeitung.

Juni 1953 zurück, dann empfinde ich aber außerdem noch immer unser aller Euphorie, die lachende Zuversicht, die allgemein frohe Aufbruchstimmung und ein so nicht gekanntes Gefühl der Zusammengehörigkeit und Solidarität. Eine Episode, die diesen persönlichen Eindruck bestätigt, blieb mir als für diesen Vormittag typisch in Erinnerung: Ich wollte mich noch rasch mit etwas „Marschverpflegung“ versorgen, verließ die Kolonne und sprang in eine Fleischerei. Der Laden war voll mit Frauen, die ebenfalls einkaufen wollten. Etwas für mich völlig Ungewöhnliches geschah, als die Frauen spontan eine Gasse bildeten und die Verkäuferin aufforderten, „den jungen Mann“ zuerst zu bedienen: „Der geht für uns nach Berlin“. Die aufmunternden Worte, die mir die Frauen nachriefen, wiederholten sich. Vom Straßenrand, von den Balkonen herunter und aus den Fenstern begleiteten uns viele gute Wünsche und fröhliche Zurufe.

Längst war unser Zug nicht mehr allein. Mit uns waren entlang unserer Strecke auch andere Betriebe auf die Straße gegangen. So vergrößerte sich der Demonstrationszug von Kilometer zu Kilometer. In der Schönhauser Allee war kein Anfang und kein Ende mehr sichtbar: Nach vorn in Richtung Innenstadt und nach hinten in Richtung Pankow bewegte sich ein im wahrsten Wortsinne „endloser“ Zug.

Wenn gegen Ende der Schönhauser Allee, dort, wo sie in der Nähe vom U-Bahnhof Weinmeisterstraße in die Alte Schönhauserstraße einmündet, das große Chaos begann, dann darf das angesichts der völlig fehlenden Organisation an diesem Tage nicht wundern. Deutlicher als an dieser Tatsache lässt sich die Spontaneität dieses Streiks gar nicht beweisen: Uns war während des ca. dreistündigen Marschs nirgendwo ein Ordner begegnet. Niemand hat uns irgendeinen Hinweis darauf gegeben, was uns möglicherweise im Stadtzentrum erwartet. (Heute wissen wir, dass die Belegschaften der zentrumsnäheren Bezirke schon längst in Aktion waren.) Es gab keine Spitze des Demonstrationszuges mehr. Einer lief dem anderen hinterher und niemand war da, der uns sagen könnten, wohin wir gehen sollten. Da die Straßen in die Innenstadt inzwischen verstopft waren, ging es auch bei uns nicht mehr voran. Eine Orientierung an irgendwelchen Leitern war nicht möglich, da es sie nicht gab. Selbst unsere Baustellenkolonne hatte inzwischen ihre Geschlossenheit verloren, da mehr und mehr Frauen und Männer aus anderen Betrieben in unsere Reihen gekommen waren.

Meine gespannte Erwartung ließ aber kein Warten im Stau zu. Ich kannte mich gut aus, setzte mich kurzerhand ab, drängte mich in stillere Seitenstraßen, machte einen Bogen Richtung Weidendamm, ging vor zum Reichstagsufer und näherte mich der Straße Unter den Linden. Bereits auf diesem Weg erlebte ich, wie sich die Atmosphäre verändert hatte. Viele Menschen liefen hin und her. Zwischen Streikteilnehmern beziehungsweise Demonstranten und Zuschauern oder anderen Passanten konnte ich keinen Unterschied feststellen. Ich erfuhr, dass die Russen mit Panzern aufgefahren wären und dass bereits „dort vorne“ geschossen würde. Es war hoher Mittag, als ich von den Museen herkommend die Menschen Unter den Linden herumlaufen sah. Ich hörte das Rasseln der Panzerwagen und hörte Schüsse knallen, noch ehe ich dort war. Dennoch lief ich rasch weiter vor zur Allee. Staubig und heiß war es geworden. Die Luft war angefüllt von einem Geräuschgemisch aus Menschenrufen, einzeln und im Chor, dem Getrappel vieler Füße, dem Motorenlärm der scheinbar ziellos und schnell hin und herfahrenden gepanzerten Fahrzeuge, dem Gescrei der vor den Fahrzeugen fliehenden Menschen. Und alles beleuchtete hell die Sonne. Ich schmecke den Staub, den die Panzerfahrzeuge aufwirbelten und rieche deren Abgase, wenn ich zurückdenke, und ich sehe mich die Stufen zum (damals noch zerstörten) Ehrenmal Unter den Linden hinaufspringen und mich hinter einer der Säulen verbergen, als die Schüsse allzu sehr in meiner Nähe aufpeitschten. Ich habe keinen russischen Soldaten gesehen. Offenbar wurde aus den geschlossenen Panzerwagen geschossen. Auch, ob gezielt auf Menschen oder in die Luft geschossen wurde, konnte ich nicht feststellen. Wohl aber sah ich vor bis zum Brandenburger Tor und über die ganze Länge und Breite der Straße viele Menschen vor den Panzern zur Seite springen und wieder, gleichsam ziellos und rasch herumlaufen oder, gleich mir, irgendwo kurz zuschauend, stehen bleiben. Einige warfen Steine nach den Panzern, brüllten und schrien. Ich wollte noch immer hinüber in die Wilhelm-Straße und glaubte, dort sei das Zentrum des Geschehens. Ich rannte auf die andere Straßenseite und versuchte, die Straßen hinter der Oper zu erreichen. Vergebens: Militär und Polizei, so erfuhr ich, hätten die Zugangsstraßen zu allen Regierungsgebäuden abgeriegelt. Sogar nach Osten hin, Richtung Friedrichstraße, dort wo damals Unter den Linden der Sitz des Zentralrats der FDJ war, gab es nur schwer ein Durchkommen. Endlich erreichte ich die Schlossruine und gelangte von dort über



Schild am Eingang des Ost-Berliner Bewag-Hauptgebäudes, © Foto: 70 Jahre DDR-Volksaufstand/AdsD/FES; 6/FOTB002891, Quelle: Bundesstiftung Aufarbeitung.

Volksdeutschen aus dem Sudetenland gesungen hatten. Offenbar hatte sich hier eine Gruppe von Vertriebenen zusammengetan. Ich spüre den Schreck heute noch, der mich durchfuhr. Erst in dieser Situation wurde mir klar, dass es Menschen gab, die diesem Tag des Streiks und der Demonstration gegen eine von meinen Kollegen und mir als ungerechtfertigt und zynisch erlebte wirtschaftliche Ausbeutung, den Charakter einer Art politischen Revolution geben wollten. Und das konnte nicht gut gehen! Und das schon darum nicht, indem man an das anknüpft, was alljährlich am achten Mai als endgültig überwunden begangen wurde. Dergleichen Ziele aber verfolgten meine Kolleginnen und Kollegen ebenso wenig wie ich. Ich sah zu, möglichst rasch an diesen Gruppen vorbei zu kommen. Das war gar nicht so einfach, da sich bereits unter der S-Bahn-Brücke die Menschen stauten. Ich nahm noch wahr, dass die Volkspolizei das Gebiet auf der anderen Seite, wo sich die sowjetische Handelsvertretung von „MESHDUNARODNAJA KNIGA“ und das Polizeipräsidium befanden, verbarrikadiert und mit Bewaffneten und Schützenpanzerwagen gesichert hatte. Durch Seitenstraßen lief ich hinüber zur Stalinallee, in deren Nähe in der Koppenstraße Bekannte von mir wohnten. Auf dem Weg dorthin hörte ich über Lautsprecherwagen zum ersten Mal, dass der Ausnahmezustand verhängt worden war und die Besatzungsgruppen sich in dieser ihrer Eigenschaft wieder zu Wort meldeten. Und noch etwas bekam ich mit: In der Nähe vom Strausberger Platz traf ich auf eine Gruppe, die irgendetwas umstanden. Als ich hinzutrat, sah ich im Innern des Kreises einen Mann am Boden liegen. Er war von jemandem als Funktionär (die Umstehenden sagten mir „das ist ein Spitzel“) erkannt und zu Boden geschlagen worden. Abgesehen von den russischen Panzern war das die einzige Szene offener Gewalttätigkeit, die ich erlebte.

Bei meinem Bekannten, ebenfalls einem Bauarbeiter, traf ich die ganze Familie am Radio an. RIAS Berlin berichtete zwar pausenlos über die Ereignisse im Osten der Stadt, es kamen auch Betroffene zu Wort, die von den russischen Panzern gleichsam nach Westberlin hineingetrieben worden waren. Doch auf Hinweise oder gar Anweisungen, wie sich die streikenden Ostberliner denn nun weiter verhalten sollten, warteten wir vergebens. Wenn ich auch Einzelheiten längst vergessen habe (hierzu kann man sicher unschwer die Aufzeichnungen der entsprechenden Sendungen abhören), so weiß ich noch gut, dass allgemein eine Instanz vermisst wurde, die den Aufstand geleitet und koordiniert hätte. Da das von Ostberlin aus nicht möglich war, warteten wir auf die Meldungen vom RIAS. Was meine Kollegen und mich betrifft und die allgemeine Stimmung an diesem Nachmittag, so hätten wir uns eine Art zentraler Streikleitung gewünscht, zumindest aber Hilfe bei der Organisation weiterer gewaltfreier Aktionen.

die Kurfürstenbrücke in die Rathausstraße. Das war alles andere als ein angenehmer Spaziergang.

Vor dem Roten Rathaus stieß ich noch einmal auf eine größere geschlossene Menschenmenge, die sich Richtung Alexanderplatz schob. Und dort, unweit von der Stelle, an dem am Vorabend die Funktionäre mit uns diskutiert hatten, glaubte ich, meinen Ohren nicht zu trauen: Da wurde doch tatsächlich das Deutschlandlied gesungen! Doch nicht genug damit: Es klangen auch Lieder auf, die mir von vor 1945 noch in Erinnerung waren, wie das Lied vom Riesen-gebirge und andere, die die

Wie eng aber der Handlungs- und Bewegungsraum geworden war, sollte ich noch in der gleichen Nacht erfahren. Als ich vor zum Ostbahnhof ging – und zwar rechtzeitig, denn es gab ja eine Sperrstunde – patrouillierten bereits Doppelstreifen von Rotarmisten mit Maschinenpistole im Anschlag durch die leer gewordenen Straßen. Am Bahnhof angekommen, erfuhr ich, dass auch keine Züge mehr fahren würden. Die Nacht vom siebzehnten auf den achtzehnten Juni verbrachte ich im Wartesaal und konnte froh sein, einen Dienstausweis der Deutschen Reichsbahn in der Tasche zu haben. Sonst wäre ich von einer der Militär- und Polizeistreifen doch noch mitgenommen worden.

4.

So ein Ereignis lässt sich aber nicht einfach beenden, wie irgendein Wochenenderlebnis. Dazu war auch die Unsicherheit zu groß bei der Frage, was würde denen passieren, die mitgemacht haben? Zunächst geschah gar nichts. Wir nahmen mit mehr oder weniger Verspätung am nächsten Tag die Arbeit wieder auf und tauschten unsere Erfahrungen aus. Die Normerhöhungen und die Kürzung der Auslösungen waren zurückgenommen worden, und die Zeitungen schrieben über den „Neuen Kurs“. Die Stimmung aber war sehr gedrückt, und manch einer wird überlegt haben, wie er irgendwie aus der ganzen Geschichte wieder herauskommt, ohne den Arbeitsplatz oder den erreichten Posten zu verlieren. Mir war jedenfalls nicht wohl in meiner Haut, und ich wäre damals froh gewesen, wenn schon Gras über die Geschichte gewachsen wäre. Am zwanzigsten Juni erhielt ich von der zentralen Bauleitung die Versetzungsmeldung hin zu einer anderen Baustelle. Einige Wochen später wurde mir gekündigt.

5.

Die Stunden des sechzehnten und siebzehnten Juni 1953 erlebte ich mit unterschiedlicher Stimmungsqualität: Der Vorabend war bestimmt von Ärger, Zorn und Entschlossenheit. Hoffnung, Spannung und Euphorie trugen mich in den ersten Stunden des siebzehnten Juni. Mittags überwogen Erstaunen, Angst und Erschrecken, am späten Nachmittag vergebliches Warten auf Zeichen oder Wunder, und am Abend begann die Sorge um die eigene Zukunft und das Schicksal all derer, die sich „zu weit aus dem Fenster gelehnt“ hatten. Das Gefühl des Triumphs konnte sich nicht einstellen, da die Teilnahme an Streik und Demonstration in der DDR keineswegs als Heldentat galt. Im Gegenteil: Noch Jahre später entschied die Prüfung der Frage „Wo waren Sie am siebzehnten Juni?“ über Aufstieg und Fall in beruflichen Karrieren.

Joachim Rumpf



Menschenansammlung auf dem Potsdamer Platz, Bild Nr. 12079,  
Quelle: Bundesstiftung Aufarbeitung.

## Die Plakatausstellung „17. Juni kompakt“

Die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur hat aus Anlass des 70. Jahrestags des Volksaufstands in der DDR die Ausstellung „17. Juni kompakt“ herausgebracht. Sie umfasst sechs Plakate und bündelt verschiedene Materialien und Informationen. Sie finden hier neben Darstellungstexten auch Illustrationen, Infografiken, zeithistorische Fotos und weiterführende Medienhinweise in Form von Video- und Audioquellen. Die Plakatausstellung vermittelt Grundlagenwissen über den Volksaufstand und macht das Thema auch für junge Menschen zugänglich. Entstanden sind folgende Plakate:

1. Titelplakat
2. Der Aufstand – Wir wollen freie Menschen sein!
3. Die Vorgeschichte – Alle Räder stehen still
4. Die Niederschlagung – Zuckerbrot und Peitsche
5. Der Widerstand – Rebellionen im Ostblock
6. Das gute Ende – Bricht morgen der 17. Juni aus?

Die Plakatausstellung kann gegen eine Schutzgebühr von 20 Euro bestellt werden unter:  
<https://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/de/vermitteln/ausstellungen/17-juni-kompakt>



[https://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/sites/default/files/uploads/files/2023-05/17\\_juni\\_leitfaden\\_final.pdf](https://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/sites/default/files/uploads/files/2023-05/17_juni_leitfaden_final.pdf)

## Ausstellung im Berliner Stadtraum

Mit großformatigen Fotos an authentischen historischen Orten erinnert Kulturprojekte Berlin zusammen mit der Bundesstiftung Aufarbeitung und dem Berliner Beauftragten zur Aufarbeitung der SED-Diktatur an den Volksaufstand 1953 in der DDR.

Das Jahr 1953 ist in die Berliner und deutsche Geschichte als das Jahr des Volksaufstands in der DDR eingegangen: Tausende Berliner und Berlinerinnen folgten am Morgen des 17. Juni den Bauarbeitern eines Blocks an der heutigen Karl-Marx-Allee, die über die Leipziger Straße zum Sitz der DDR-Regierung zogen, um sich dort zu einem Protest zu versammeln, der in den folgenden Tagen das gesamte Land erfasste. Das Ereignis war weder auf Ost-Berlin begrenzt, noch überhaupt spezifisch deutsch. Denn im gesamten Ostblock regte sich – insbesondere nach dem Tod des sowjetischen Diktators Stalin – Protest gegen die Herrschaft der Kommunisten, die mit politischer Unfreiheit und oft mit der schlechten wirtschaftlichen Lage zusammenhing. Allen Aufständen gemeinsam war zudem ihre Niederschlagung durch sowjetische Panzer.



Zum 70. Jahrestag des Aufstands wurde eine Ausstellung im Berliner Stadtraum realisiert, die durch ihre eindrückliche Bildsprache vom Protest der Menschen und dessen Niederschlagung durch Panzer der Roten Armee sowie DDR-Sicherheitskräfte erzählt. Die überlieferten Bilder können keine Chronologie der Ereignisse zeigen, da einiges – wie zum Beispiel der Beginn des Aufstands in Ost-Berlin – einfach nicht fotografiert worden ist. Sie zeigen jedoch den Mut der Menschen, selbst im Angesicht von Panzern für Freiheit und Demokratie zu protestieren.

Neben der zentralen Ausstellung auf der Straße Unter den Linden sind ausgewählte bedeutende Orte des Aufstands in Berlin ebenfalls mit großen Fotos markiert: Der Beginn des Aufstands an der heutigen Karl-Marx-Allee, das Ziel am heutigen Bundesfinanzministerium, der Potsdamer Platz als einer der Orte, an dem die bekanntesten Fotos entstanden, auf denen sich Demonstrierende verzweifelt mit Steinen werfend gegen die sowjetischen Panzer zu wehren versuchten, sowie der Friedhof Seestraße, auf dem die Opfer der gewaltamen Niederschlagung bestattet sind.



Alle Fotos: Anna Thiessen, © Kulturprojekte Berlin.

# Eine Palme vom Saalestrand

30 Jahre Thüringer Literaturzeitschrift „Palmbaum“

## In der Tradition des Palmenordens

Die Thüringer Literaturzeitschrift heißt nicht „Tannenbaum“, weil sie nicht (nur) Wiesen und Wälder besingt. Ihr Name ist „Palmbaum“ nach dem Vorbild des Palmenordens. Am 24. August 1617 kamen Vertreter der protestantischen Höfe Mitteldeutschlands in Weimar zusammen, um der Herzogin Dorothea Maria von Anhalt (1574–1617) zu gedenken, der Mutter des Herzogs Johann Ernst von Sachsen-Weimar (1594–1626) und Schwester des Fürsten Ludwig I. von Anhalt-Köthen (1579–1650). Das Treffen wäre längst vergessen, hätten die Hochadligen am Rande der Begräbnisfeier nicht etwas ganz und gar Ungewöhnliches beschlossen: Kein Wirtschafts- oder Aufrüstungsprogramm, wie man es von den heute Herrschenden erwarten würde – am Vorabend des furchtbarsten aller Kriege, der 30 Jahre lang tobten und Deutschland verheeren wird, gründeten die Fürsten die „Fruchtbringende Gesellschaft“, den ersten Verein zur Förderung der deutschen Sprache und Literatur.



Kupferstich der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ aus dem Jahr 1646, des Vorbilds der Zeitschrift.

Es gab ja gar kein Deutschland. Das „Heilige Römische Reich deutscher Nation“ war seit der Reformation in protestantische und katholische Klein- und Kleinststaaten zerrissen. In Europa tobte ein religiös verbrämter Kampf um die Vorherrschaft und selbst die Sprache zerfiel in zahlreiche Dialekte, während die Gebildeten sich des Französischen oder des Lateins bedienten. Sprache und Literatur sollten das Reich von innen einen. So wollte es Ludwig I. von Anhalt-Köthen. Der hatte in Italien die „accademia della crusca“ kennengelernt, eine Akademie zur Pflege der italienischen Volkssprache.

„Alles zum Nutzen“ war der Leitspruch der Fruchtbringer, die vielfach nutzbare Palme ihr Erkennungszeichen. In Erinnerung an diesen Palmenorden gründete der Autor und Kulturhistoriker Detlef Ignasiak mit einer Handvoll Kollegen 1992 in Jena die „Literarhistorische Gesellschaft Palmbaum“ und im Jahr darauf die gleichnamige Zeitschrift. Als „Literarisches Journal aus Thüringen“ verband das Blatt von Anbeginn neue Literatur aus dem Land der Mitte mit der Erschließung seines reichen Erbes. Vier Hefte im Jahr brachten wechselnde Titelthemen, Lyrik und Prosa, literarische Spurensuche und Interviews.

## Beste Literatur und Grafik aus Mitteldeutschland

2005 hat der Schriftsteller, Buchgestalter, Film- und Ausstellungsmacher Jens-F. Dwars die Redaktion übernommen. Seitdem werden die Einbände von Thüringer und mitteldeutschen Künstlern gestaltet. Der Reigen der Beteiligten reicht von Gerhard Altenbourg über Moritz Götze, Karl-Georg Hirsch, Horst Hussel, Gerda Lepke und Gerd Mackensen bis zu Klaus Süß, Strawalde und Baldwin Zettl.

Aber nicht nur das Äußere kann sich sehen lassen. Volker Braun nennt die Hefte „wahre Wunderkammern“, weil jedes Heft einem anderen Titelthema gewidmet ist: „Avantgarde oder Die Revolution in den Künsten“ (2/2018), „Das literarische Bauhaus“ (1/2019), „Weibliches Schreiben“ (1/2020), „Heimat?“ (2/2020), „Zensur einst und heute“ (1/2021), „Stimmen der Natur“ (2/2021), „Was ist Romantik?“ (1/2022), „Die absurde Welt und die Welt des Absurden“ (2/2022) und „Was ist Reichtum?“ (1/2023) lauteten allein die Themen der jüngsten Hefte. Ihre Einbandgestalter waren Wolfgang Petrovsky (Freital), Hans Ticha (Maintal), Angela Hampel (Dresden), Uwe Pfeifer (Halle), Rüdiger Giebler (Halle), Max Uhlig (Dresden), Susanne Theumer (Höhnstedt), Reinhard Zabka (Radebeul) und Dieter Goltzsche (Berlin). Zu den Autoren der Hefte zählten

u. a. Wilhelm Bartsch, Klaus Bellin, Sibylle Berg, Volker Braun, Kerstin und Gunnar Decker, Daniela Danz, Eberhard Häfner, Olga Martynova, Wulf Kirsten, Reiner Kunze, Andreas Reimann, Landolf Scherzer, Kathrin Schmidt, Lutz Seiler und Ron Winkler. Nancy Hünger und Uljana Wolf, die heute zu den wichtigsten Lyrikerinnen ihrer Generation gehören, haben im „Palmbaum“ debütiert, der auch jungen, noch unbekannten Autorinnen und Autoren offensteht. Und zudem erstveröffentlicht die Zeitschrift von Zeit zu Zeit Manuskripte, Briefe und andere Dokumente aus den Nachlässen verstorbener „Kollegen“ – wie Gottfried Benn, Gabriele Reuter, Lou von Salomé oder jüngst Paul Scheerbart.

So vereinen die Hefte beste Literatur und Grafik, laden zum Blättern und mehrfachen Lesen ein.

## **Wanderausstellung zum Jubiläum**

Die bislang 35 illustrierten Hefte, die Andrucke ihrer Einbände und deren originalgrafischen Vorlagen ergeben in ihrer Vielfalt eine ebenso hochkarätige wie abwechslungsreiche Ausstellung, die zum dreißigjährigen Bestehen der Zeitschrift an drei Orten zu sehen war: Im Januar und Februar gastierte sie im Foyer des Literaturhauses Leipzig. Der begrenzte Raum nötigte zur Konzentration auf ein Dutzend Bildbeispiele, während die Hefte und kleinere Grafiken in acht Vitrinen auslagen.



Palmbaum-Bild von Moritz Götze und Vitrine im Jenaer Romantikerhaus,  
Foto: Jens-F. Dwars (Jena).

Optimal waren die Bedingungen auf Schloß Burgk. Bei Schleiz, hoch über der Saaletalsperre gelegen, hatte sich das dortige Museum bereits in den 1980er Jahren zu einem Geheimtipp für Grafikfreunde der DDR entwickelt. Lothar Lang schuf hier ein Pirckheimer-Kabinett für Buchkunst, etablierte auf dem Schloss eine Exlibris-Sammlung, die heute zu den größten Europas zählt, und richtete 1986 eine Feier zum 60. Geburtstag des bis heute berühmtesten unter den Außenseitern des deutschen Kunstbetriebs aus: Gerhard Altenbourg.

Vom 10. März bis zum 25. Juni erzählten in fünf Räumen 300 Objekte die Geschichte des „Palmbaums“ und der mit ihm verbundenen Kunst und Literatur: In drei Räumen wurden alle Einbände an den Wänden und zum Teil auf Podesten präsentiert. Das Nebeneinander von Grafik und Andruck ermöglichte es, exemplarisch nachzuvollziehen, was Buchkunst ausmacht: den Weg vom Original zum Buch über die Auswahl geeigneter Ausschnitte, Vergrößerungen oder Verkleinerungen von Details bis hin zur Abstimmung von Bild und Schrift. Gerd Mackensen etwa hat gleich zwei Entwürfe auf ein DIN A2-Blatt gemalt. Walter Sachs dagegen zeichnete mit Feder eine Thüringer Landschaft auf Chinapapier von nur 18 Zentimeter Breite, hoch gescannt und auf 48 Zentimeter vergrößert,

ergab sich auf dem Andruck eine eigenartig rauhe Struktur: die anmutigen Hügel verwandelten sich zur Wüste, in deren Sand die Palme gedeiht. Noch winziger ist die Tuschezeichnung von Dieter Goltzsche, die zur Vorlage eines zauberhaften Covers wurde: abstrakt,rätselhaft und gerade deshalb Neugier auf das Heft weckend.

Im Pirckheimer-Kabinett waren passenderweise die ersten beiden Ausgaben der „Edition Pirckheimer“ zu sehen: Grafik-Mappen mit je sieben DIN A3-Blättern, die Jens-F. Dwars im Auftrag der Pirckheimer-Gesellschaft 2020 und 2022 herausgegeben hat. Sie dienen der Finanzierung der „Marginalien“, der „Zeitschrift für Buchkunst und Bibliophilie“, die seit 2016 neben dem „Palmbaum“ gleichfalls unter dem Dach des quartus-Verlages erscheinen.

Ein fünfter Raum, in dem sonst Exlibris zu sehen sind, verwandelte sich in ein Kabinett für erotische Grafik. Von 2006 bis 2016 hat der „Palmbaum“ gemeinsam mit der Kirchengemeinde von Wandersleben einen „Menantes-Preis für erotische Dichtung“ ausgeschrieben. Der Namensträger war ein Barock-Dichter, der 1680 im Thüringischen Wandersleben bei Gotha geboren wurde. 2010 und 2016 hat Gerd Mackensen zwei Anthologien mit den besten Beiträgen zum Literaturwettbewerb illustriert, 2021 schuf er Farbzeichnungen für eine Ausgabe von Goethes Erotica in der Edition Ornament. All diese Bilder konnte in dem Kabinett bestaunen oder genießen, wer den Raum trotz einer „Triggerwarnung“ betrat. Denn wir leben ja in den Zeiten einer neuen



Der erste Raum der Palmbaum-Ausstellung auf Schloss Burgk,  
Foto: Jens-F. Dwars (Jena).

In einem Vorraum werden produktive „Nebenerträge“ des „Palmbaums“ angedeutet, denn die Autoren und Grafiker der Zeitschrift verbinden sich auch gern zu Buchproduktionen, die gleichfalls seit 2005 in einer Edition Ornament erscheinen. Das Herzstück dieser Edition folgt dem Beispiel der Reihe „Der jüngste Tag“, die Kurt Wolff vor hundert Jahren herausgab: fadengeheftete Bände in schwarzem Karton mit handgeleimten Etiketten und Rückenschildern in jeweils 500 numerierten Exemplaren. Den ersten 50 liegen Originalgrafiken bei. Jüngst wurde die Edition um eine Essay-Reihe in Festeinband erweitert, in der soeben Prosa aus dem Nachlass von Wulf Kirsten und Schauspielerporträts von Hans-Dieter Schütt mit Illustrationen von Susanne Theumer und Kay Voigtmann veröffentlicht wurden.

In der Edition Ornament erschien auch das Buch zur Palmbaum-Ausstellung: „Ateliergespräche“, in denen Jens-F. Dwars 20 ostdeutsche Bildermacher von Altenbourg bis Zettl porträtiert. Das Buch wird am 28. Oktober im Romantikerhaus vorgestellt. Gibt es das überhaupt noch – eine spezifisch ostdeutsche Kunst? Worin besteht die Eigenart des Bildermachens im Osten? Darüber spricht der Autor mit dem Maler und Zeichner Kay Voigtmann, einem der meistgefragten Illustratoren Deutschlands.

Zuvor kam Friedrich Dieckmann aus Berlin in die Ausstellung. Am 14. September las der Meister des deutschen Essays aus seiner streitbaren Rede „Gedanken zur Zeit“, die zuerst im „Palmbaum“-Heft 1/2023 gedruckt wurde.

## Rückhalt durch den Thüringer Literaturrat

Literaturzeitschriften sind Zwitterwesen: weder so tagesaktuell wie eine Zeitung, noch so vollendet wie ein Buch. Ihr Reiz besteht vielmehr darin, dass sie Einblicke ins Unfertige, in den literarischen Prozess geben: Autorinnen und Autoren setzen mit Prosa, Lyrik und Essays Markzeichen ihres Schaffens, erproben mithin neue Schreibstrategien. Die Zahl der daran interessierten Leserinnen und Leser wird immer begrenzt bleiben. Insofern sind Zeitschriften ein Minusgeschäft, und auf Dauer haben nur jene Bestand, die von großen Verlagen, Akademien und anderen Institutionen getragen werden. Der „Palmbaum“ erscheint in einem der kleinsten Thüringer Verlage: dem quartus-Verlag Bucha bei Jena. Der Verlag erhält keine Druckkostenzuschüsse und es gibt auch keine festen Redaktionsstellen. Die Thüringer Staatskanzlei fördert das Projekt durch Autoren-, Redaktions- und Lese-Honorare. Dank dieser Unterstützung kann die Palme auf stolze 30 Jahre zurückblicken. Die Hoffnung, dass sie weiterhin lebt und gedeiht, beruht auf dem Engagement der Mitglieder des „Palmbaum“-Vereins und der Zusammenarbeit mit dem Thüringer Literaturrat, mit dessen Hilfe die Zeitschrift seit 2016 erscheint.

Jo Fried

Weitere Informationen unter: [www.quartus-verlag.de](http://www.quartus-verlag.de); [www.edition-ornament.de](http://www.edition-ornament.de); [www.Palmbaum.org](http://www.Palmbaum.org) (Website im Umbau)

# **Beiträge zur Weimarer Geschichte**

Eine Jahresschrift mit lokalhistorischen Beiträgen, Stadtkalender und Nachrichten aus dem Stadtmuseum der Kulturstadt Weimar

Die in der thüringischen und deutschen Geschichte mit internationalen Bezügen verortete Stadt Weimar kann erst in jüngster Zeit wieder ein periodisches Publikationsorgan vorweisen, welches der lokalen Geschichtsforschung verpflichtet ist. Aber die Weimarer Stadtgeschichte ist eben mehr als nur Lokalgeschichte. So ist es beinahe verwunderlich, dass in den zurückliegenden Jahren die Möglichkeiten, Forschungsergebnisse zu dezidiert stadtgeschichtlichen Themen in Weimar zu veröffentlichen, trotz der Fülle von Wissenschafts- und Bildungsinstitutionen in der Stadt geringer wurden. Wegen des Fehlens eines lokalen Geschichtsvereins hat das Stadtmuseum – gegründet bereits 1903 als erstes städtisches Museum in Thüringen, seit 1953 als Heimatmuseum zur Geschichte und Natur fortgeführt – durch seine Publikationstätigkeit in mehreren seit den 1950er Jahren erscheinenden Schriftenreihen zur Geschichte, Kultur und Natur, zuletzt seit 1991 unter dem Reihentitel „Weimarer Schriften“, das Manko eines fehlenden stadtgeschichtlichen Periodikums ausgeglichen. Seit 2020 existiert nun ein solches als „Jahresschrift des Vereins der Freunde und Förderer des Stadtmuseums Weimar im Bertuchhaus e. V.“ ausgewiesenes Publikationsorgan mit dem Reihentitel „Beiträge zur Weimarer Geschichte“, welches mit den vier bisher erschienenen Ausgaben über den Kreis der Mitglieder hinaus viele interessierte Leser gefunden hat und durchaus bereits als etablierte historische Zeitschrift zu betrachten ist. Herausgabe, Lektorat und Redaktion liegen beim Verfasser dieser Zeilen – in einer Hand also.

Hervorgegangen ist die Jahresschrift „Beiträge zur Weimarer Geschichte“ aus einem bereits seit 1966 erschienenen, zunächst sehr kleinen Mitteilungsblatt für die Mitglieder des seit 1965 bestehenden Freundeskreises des Stadtmuseums Weimar, der bis zur politischen Wende 1989/90 unter dem Dach des Kulturbundes angesiedelt war und sich 1993 als eingetragener Verein neu gegründet hat. Der Umfang dieser früheren Informationen „Für Freunde des Stadtmuseums Weimar“ war im Laufe der Jahrzehnte zwar angewachsen, blieb aber im Wesentlichen bis in die 2010er Jahre auf eher kurze Veranstaltungshinweise und Museumsnachrichten beschränkt. Bis 2014 hatte das Heft, das zuletzt „Informationen für Freunde und Förderer des Stadtmuseums Weimar“ hieß, zudem lediglich „Flyerformat“, im Jahr darauf erschien es erstmals als Broschüre im A 5-Format. Die Neuaustrichtung begann 2018 mit dem Wechsel in der Redaktion. Äußerliche Veränderungen im Layout unter Einbeziehung des Grafikbüros „Waldmann. Büro für Gestaltung“ (Weimar) und eine inhaltliche Neukonzeption des Hefts wurden 2020 unter dem neuen Titel „Beiträge zur Weimarer Geschichte“ realisiert, um den Bedürfnissen einer anspruchsvollen Autoren- und Leserschaft besser gerecht zu werden. Vor allem traten von nun an im Heft stadtgeschichtliche Beiträge in den Vordergrund, mit der Vorgabe an die Autoren, dass sie grundsätzlich detaillierte Quellenangaben enthalten und mit aussagekräftigen Illustrationen versehen sein sollen. Letzteres nicht nur, um den Quellenwert von Bildern zu nutzen, sondern auch, um die Attraktivität der Publikation zu erhöhen.

Wenn die Neuaustrichtung des Hefts einerseits im Zusammenhang mit den in Weimar fehlenden stadthistorischen Publikationsmöglichkeiten stand, ist doch hierfür noch ein zweiter wichtiger Grund zu nennen. Der Förderverein des Stadtmuseums Weimar besteht aus langjährigen und nun zunehmend älteren Mitgliedern, und wie in vielen zu Beginn der 1990er Jahre entstandenen Kulturvereinen kletterte auch hier – scheinbar unaufhaltsam – der Altersdurchschnitt. Es bedurfte unbedingt neuer, zugkräftiger Angebote, um weitere Mitglieder zu gewinnen. Nur eine Person im Vereinsvorstand war der festen Überzeugung, dass ausgerechnet eine heute vielfach als altmodisch geltende Printpublikation ein tauglicher Baustein sein würde, den Verein voranzubringen und ihn als eine Art Weimarer Geschichtsverein für alle interessierten Fachleute und Laien auf ein breiteres Fundament zu stellen. Nicht unbedingt die Präsenz in modernen Medien und auf Internetplattformen, sondern ein traditionelles – gedrucktes –, allerdings sowohl äußerlich ansprechendes als auch inhaltsreiches Periodikum könnte vom Publikum geschätzt werden, so die Annahme. Nun sind die personellen und finanziellen Möglichkeiten eines Vereins als herausgebendes Organ zwar begrenzt, weshalb ein Vorhaben wie dieses durchaus Schwierigkeiten bereitet und Diskussionen hervorruft. Doch war die Herausgabe einer stadthistorischen Jahresschrift zumindest satzungskonform, denn die Vermittlung von

Geschichte gehört immerhin zu den wichtigen Anliegen eines Stadtmuseums. Der Förderverein unterstützt somit – nicht nur mit Veranstaltungen und Führungen, sondern auch mit Publikationen – diese Aufgabe, der ein solches kommunales Museum gerade im Hinblick auf eine arg geschwundene Mitarbeiterzahl gar nicht mehr in vollem Umfang nachkommen kann.

Mit den veröffentlichten Beiträgen wird versucht, ein möglichst breites Spektrum an historischen Interessensgebieten abzudecken: Facetten der politischen und Kulturgeschichte, historische Orte und Gebäudeensembles, Denkmale, Ereignisse, und – für die Stadt Weimar immer wieder besonders wichtig – historische Persönlichkeiten werden vorgestellt. Bei der Auswahl der Autoren und Themen sowie beim Lektorat wird darauf Wert gelegt, dass die Beiträge einerseits inhaltlich fundiert sind, dass nicht allseits bekannte Wahrheiten in immer neuen Aufgüssen wiederholt präsentiert werden, dass also tatsächlich Neues ans Licht geholt wird, dass die Aufsätze aber andererseits auch verständlich formuliert sind, damit eben auch stadtgeschichtlich interessierte Laien gern zu der Publikation greifen.

Gleichzeitig wird mit der Ankündigung und den kurzen Begleittexten möglichst sämtlicher Sonderausstellungen des Stadtmuseums und der Veranstaltungen seines Fördervereins (Vorträge, Führungen) den Lesern ein informativer Begleiter für das ganze Jahr in die Hand gegeben. Um diesen Anspruch zu erfüllen, muss das gesamte Jahresprogramm bereits im Herbst des Vorjahres organisiert werden, eine besondere Herausforderung für einen Verein, der beinahe jeden Monat zwei Veranstaltungen anbietet. Das Heft ist handlich, kompakt, es folgt somit auch ökologischen und ökonomischen Grundsätzen, denn nicht zuletzt sollen die Druckkosten im Rahmen bleiben. Kosten werden auch für die Gestaltung fällig, alles andere erfolgt ehrenamtlich: Für Herausgabe und Beiträge können keine Honorare gezahlt werden. Die erforderlichen finanziellen Aufwendungen werden aus Mitteln des Vereins getragen – der selbstverständlich auch weiterhin bei Vorhaben wie der Realisierung von Ankäufen oder Restaurierungen hilft.

Das Konzept ist nach nunmehr vier Jahresausgaben „Beiträge zur Weimarer Geschichte“ von 2020 bis 2023 aufgegangen. Die Freunde des Stadtmuseums Weimar erhalten das Heft ohne Zuzahlungen zu Beginn des neuen Jahres als persönliche Jahressgabe – für nicht wenige ein Grund, dem Verein beigetreten zu sein. Zwei Zahlen: Ende 2018 zählte der Verein 237 Mitglieder; im Frühjahr 2023 wurde die 300er-Marke übertroffen – trotz der durch die Corona-Epidemie verursachten Kulturkrise. Nach einer zeitweiligen Abwendung des Publikums von jedweden kulturellen Angeboten auch nach Abklingen der Pandemie und bei dem oben angesprochenen hohen Altersdurchschnitt unter den Mitgliedern, der naturgemäß zum Mitgliederschwund

beiträgt, ist das eine höchst erfreuliche Entwicklung. Im Juli 2023 hatte das Stadtmuseum Weimar bereits 308 Freundinnen und Freunde. Und dieser Förderverein ist bei weitem nicht der einzige, der museale und andere kulturelle Institutionen in Weimar unterstützt.

Der mit der Erstellung des Hefts betriebene Aufwand zahlt sich in mehrlei Hinsicht aus. So hätte sich für einige der in den bisher erschienenen Ausgaben veröffentlichten Beiträgen nur schwer eine andere (Print-)Publikationsmöglichkeit gefunden. In Zeiten, in denen Jahrbücher eingestellt und Zeitschriften ins Internet verlagert werden oder selbst frühere Möglichkeiten verschwinden, beispielsweise in heimatverbundenen Tageszeitungen lokalgeschichtliche und andere historische Themen zu veröffentlichen – die Thüringische Landeszeitung (TLZ) hatte das



Ausgabe 2021 der „Beiträge zur Weimarer Geschichte“ mit einem Foto der 19-jährigen Marlene Dietrich in Weimar. © Gestaltung Andreas Waldmann unter Verwendung eines Fotos aus der Marlene Dietrich Collection, Deutsche Kinemathek Berlin.

durch ihre Jahrzehntelang attraktiv gefüllte und gestaltete Wochenendbeilage „Treffpunkt“ vorbildlich praktiziert, was nach der Übernahme durch einen anderen Medienkonzern weitgehend eliminiert wurde –, ist es für manchen Autor willkommen, ein seriöses Publikationsorgan zur Verfügung zu haben. Auf der anderen Seite profitieren die Leser der neuen „Beiträge zur Weimarer Geschichte“ vom bunten Spektrum an Themen. Dem Stadtmuseum und seinem Förderverein dient das Heft zudem als Sprachrohr und zugleich Dokumentationsmedium seiner eigenen Aktivitäten. Und nicht zuletzt: Das kollektive Gedächtnis der Stadt wird um neue Erkenntnisse bereichert, die über Bibliotheken dauerhaft auch zukünftigen Interessenten und Wissenschaftlern zugänglich bleiben.



Das ehemalige „Landes-Industrie-Comptoir“ des Unternehmers Friedrich Justin Bertuch, aufgenommen von Karl Schwier 1907, seit 1955 Domizil des Stadtmuseums Weimar.

© Stadtarchiv Weimar

„Kulturprojektes Weimar“ von 1909 bis 1921, das mit der später erbauten Weimarlasse die Stadtmitte bis heute dominiert und zu den auch im nationalen Maßstab bedeutendsten städtebaulichen Vorhaben jener Jahre gerechnet werden darf, und die Geschichte des zum Ende des 18. Jahrhunderts entstandenen, 1945 durch Bombentreffer erheblich beschädigten Tempelherrenhauses als Teil der Ilmpark-Architekturen; 2022 durch die Schilderung der jüdischen Gemeinschaft und Bürgerkultur in Weimar 1770 bis 1933, die Aufhellung von Max Liebermanns Studienzeit an der Kunstschule in Weimar 1868 bis 1873, die Vorstellung der vier Kopien des historischen Weimarer Goethe-Schiller-Denkmales in den USA; 2023 schließlich durch eine bis dahin unbekannte Reportage „Reise nach Buchenwald“ von Ende April 1945 sowie Aufzeichnungen und Erinnerungen an die Nachkriegszeit in Weimar, den Tod des letzten Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach 1923, und die literarische Spurensuche nach dem in Wien und Weimar wirkenden, weitgehend vergessenen Kunsthistoriker Wilhelm Schölermann. Zwischen sechs und neun Aufsätze zählten die Hefte jeweils; hinzu kam ein „Historischer Stadtkalender“ mit Biogrammen prominenter, zumeist aber auch vieler unbekannter, ja gelegentlich sogar ganz vergessener Jubilare der Stadtgeschichte.

Die Jahresschrift für 2024 ist bereits in Arbeit und wird wieder Einblicke in wenig bekannte historische Vorgänge bieten. Wer weiß schon, dass Heinz Rühmann mit seiner privaten Schauspieltruppe im Juni 1946 mit dem Lustspiel „Der Mustergatte“ im Deutschen Nationaltheater in Weimar, seinerzeit in der Weimarlasse, aufgetreten ist und dabei zum Initiator für eine – allerdings später gescheiterte – landeseigene Thüringer Filmproduktion avancierte? Wem ist die Bedeutung der weitverzweigten jüdischen Familie Elkan für das städtische Leben im Weimar des 19. Jahrhunderts bekannt? Wer kennt die Geschichte der Carlsmühle, Weimars größtem innerstädtischen Industriedenkmal, das als ruinöser Schandfleck die aus Jena kommenden Autofahrer irritiert? Und wie wirtschaftete Goethe in seinen ersten Weimarer Jahren privat? Das kann im nächsten Jahr in den „Beiträgen zur Weimarer Geschichte“ nachgelesen werden.

Aus der Fülle der bisher erschienenen Beiträge sind vor allem solche zu nennen, die sich mit Personen, Vorgängen und Sachverhalten beschäftigen, die zwar Teil der Weimarer Stadtgeschichte sind, aber über sie hinaus weisen: 2020 durch die Vorstellung der Malerin Dora Hitz, die als erste Frau für ein in Weimar ausgestelltes Porträtmal 1906 den Villa-Romana Preis erhielt, die Würdigung des weitgehend vergessenen Weimarer Fotografen Karl Schwier als Vorsitzendem des größten deutschsprachigen Fachvereins für Fotografen, des „Deutschen Photographen-Vereins“, und den erstmals vollständigen und korrekten Nachweis der Adressen der Bauhausmeister in Weimar 1919 bis 1926; 2021 durch die umfassende Darstellung von Marlene Dietrichs Zeit als private Musiksünderin in Weimar 1920/21 (dazu ein Nachtrag 2022), die Vorstellung des städtebaulichen

Axel Stefek

## **„....diese heiligste Überflüssigkeit des Lebens...“**

Das Lausitz Festival lockte 2023 mit der Uraufführung zum Werk von Stefan Zweig

Die Lausitz – ein landschaftlich vielgestaltiges Areal von 13 000 Quadratkilometern, das sich auf das südliche Brandenburg, auf östliches Sachsen und ein Gebiet in Polen erstreckt. Seit vier Jahren hat die Region einen kulturellen Anziehungspunkt: das Lausitz Festival. Die diesjährige Ausgabe fand vom 25. August bis 10. September statt, sie bespielte – wie in den vorangegangenen Jahren auch – spartenübergreifend unterschiedlichste Orte in der gesamten Lausitz. International renommierte Namen der eingeladenen Künstler sorgen inzwischen für überregionale Aufmerksamkeit, das Programm bietet Angebote aus den Genres Konzert, Tanz, Ausstellung, Literatur, Film, Theater, Musiktheater und Jazz sowie Gespräche mit dem Publikum.

Neu in diesem Jahr ist die eigene Trägerschaft, denn „zum 1. April wurde die Lausitz Festival GmbH als gemeinnützige Gesellschaft der Städte Cottbus/Chóśebuz und Görlitz gegründet“. So Maria Schulz, Geschäftsführerin. „Mit diesem Schritt gehen wir in enger Verbindung mit dem Bund und den Bundesländern Brandenburg und Sachsen gemeinsam und gestärkt neue Wege, kommunal getragen und finanziert durch Bundes- und Landesmittel – deutschlandweit bislang einmalig im Kunst- und Kulturbereich! Damit haben wir eine besondere Brücke zwischen dem Freistaat Sachsen und dem Land Brandenburg in der uns so inspirierenden heterogenen Landschaft der Lausitz im Herzen Europas gebaut“. Schirmherren des Festivals sind die Ministerpräsidenten Dr. Dietmar Woidke und Michael Kretschmer.

Seit 2017 strebte Prof. Daniel Kühnel die Gründung eines europäischen Kunstfestivals in der Lausitz an. Als Gründungsintendant des noch relativ neuen Festivals verfolgt er nach eigener Aussage „eine zeitgemäße, weitgefächerte Spielplanpolitik, die die Potenziale der Region durch Kunst vielfältig freisetzen und dadurch auch ein neues Publikum aus ganz Europa für die Lausitz begeistern möchte“.<sup>1</sup> Kühnel ist Jurist und Musikwissenschaftler, ausgebildet in klassischem Gesang, Ballett und Regie. Das Lausitz Festival steht alljährlich unter einem Motto, 2023 hieß das Inspirationswort „Hereinforderung“.

Eine Besonderheit des Lausitz Festivals liegt in der dezentralen Ausrichtung. Unter den 13 Aufführungs-orten sind so ungewöhnliche wie das Kavalierhaus der Schlossanlage in Bad Muskau, die Dorfkirche Cunewalde, die Görlitzer Synagoge, die Brikettfabrik Louise in Domsdorf sowie die Danner-Halle auf dem Telux-Gelände in Weißwasser. Der nördlichste Schauplatz lag 2023 in einem Hangar in Cottbus, der südlichste war das Gerhart-Hauptmann-Theater in Zittau. Dort fand die vermutlich bemerkenswerteste Uraufführung des Festivals statt, „Stefan Zweig: „Die Welt von Gestern – Erinnerungen eines Europäers“.

Erschienen ist die stark biografisch gefärbte Schrift des Wieners Stefan Zweig 1942, im Jahr seines Freitods; verfasst hat er sie in den drei Jahren zuvor. Darin legt der damals schon im Exil lebende Schriftsteller mit einem sezierend scharfen Blick einen zutiefst berührenden Bericht ab – einerseits über den Verfall der Kultur, andererseits über sehr persönliche und dennoch für seine Generation typische Erfahrungen. Diesen Text nimmt der Regisseur Yaron David Müller-Zach als Ausgangspunkt für sein atmosphärisch dichtes Theater aus Konzert, Schauspiel und Lesung. Das Ergebnis: ein überaus kluges und sinnliches Ereignis von hundert Minuten Dauer, das als Auftragswerk für das Festival entstand.

Auf der dunklen Bühne ist zunächst nur ein Schreibtisch beleuchtet, sitzend liest Volker Hanisch Textpassagen aus der titelgebenden Literatur: „Das neunzehnte Jahrhundert war in seinem liberalistischen Idealismus ehrlich überzeugt, auf dem geraden und unfehlbaren Weg zur ‚besten aller Welten‘ zu sein. Mit Verachtung blickte man auf die früheren Epochen mit ihren Kriegen, Hungersnöten und Revolten herab als auf eine Zeit, da die Menschheit eben noch unmündig und nicht genug aufgeklärt gewesen“.<sup>2</sup> Das Publikum im Theatersaal weiß es längst besser, und auch Stefan Zweig schrieb jene Zeilen im Bewusstsein, dass sich diese Überzeugung als trügerisch erweisen, die Hoffnung enttäuscht werden würde. Wie sehr, führt die Inszenierung so konzentriert wie berührend vor Augen. Müller-Zach gelingt das sowohl durch ein konfrontierendes Gegenüberstellen

1 <https://www.lausitz-festival.eu/de/lausitz-festival/intendant>

2 Stefan Zweig: Die Welt von Gestern – Erinnerungen eines Europäers, Frankfurt/Main 2001.

von Text und Gesang als auch durch ein behutsames Verweben von unterschiedlichsten Texten. Den Sprecher Hanisch beispielsweise führt er in einen Dialog mit dem Schauspieler Marius Zernatto: Während erstgenannter bei Zweig bleibt und dessen wertschätzendes Urteil über den Literatur-Nobelpreisträger Romain Rolland verliest – „hier war er, der Mann, der Dichter, der alle moralischen Kräfte ins Spiel brachte: liebende Erkenntnis und ehrlichen Willen zur Erkenntnis, geprüfte und gekelterte Gerechtigkeit und einen beschwingenden Glauben an die verbindende Mission der Kunst“ – , rezitiert Zernatto hinter einem Stehpult, begleitet von Politiker-Posen, Ausschnitte aus einer Rede Emmanuel Macrons, die dieser anlässlich der „Initiative für Europa“ am 26. September 2017 in der Pariser Universität Sorbonne hielt: „Was Europa am stärksten zusammenhält, werden immer die Kultur und das Wissen sein. [...] dieses Europa, das von so vielen Kriegen und Konflikten heimgesucht wurde, was dieses Europa zusammenhält, ist seine Kultur“.<sup>3</sup> Das mehrfache wechselseitige Zitieren aus diesen beiden zeitlich auseinander liegenden Quellen spielt mit dem Effekt, die Textauszüge stammten aus der gleichen Zeit – und genau das hinterlässt im Wissen, dass es so nicht sein kann, einen gründlich verstörenden Eindruck. Musikalisch kommentiert danach Georg Kreislers Lied „Der Euro“, dessen letzte Zeilen sich über das scheinbare Zusammenrücken per gemeinsamer Währung lustig machen:

„Hast du Euro, dann hast du Kultur. Der kann Kunst imitieren, der kann die Politiker schmiern,  
der baut Banken zu den Sternen, baut McDonalds, baut Kasernen,  
der schmückt's Fernsehn mit ein'm Glorienschein: Man ist stolz, Europäer zu sein!

Für den Euro sterb'n die Poeten, und zum Euro lernt man beten:

Euro unser, der du bist ... Und dann merkt auch der letzte Tourist, was Europa ist“.<sup>4</sup>

Stefan Zweig verstand sich als Kosmopolit, heute würde man ihn einen vom Europäischen Gedanken überzeugten Intellektuellen nennen. Gleichzeitig war er Wiener, der seine Stadt liebte, ein Heimatgefühl kannte: „Man war kein wirklicher Wiener ohne diese Liebe zur Kultur, ohne diesen gleichzeitig genießenden und prüfenden Sinn für diese heiligste Überflüssigkeit des Lebens“. In dieses Leben bricht der Erste Weltkrieg ein, zerstört die unterstellte Sicherheit, beendet das vertraute Zivilisationsniveau: Ein Fleischerhaken senkt sich auf die Bühne herab, daran hängt eine lange weiße Papierbahn, die als Decke im Schützengraben dient und später, in Form gebracht, zur Tanzpartnerin wird. Überraschend läuft Blut aus einem zugeschlagenen Buch – eindringliche Bilder fügen sich nahtlos ein zwischen Sprache und Klänge. Müller-Zach ist sowohl für die Text- als auch für die Musikauswahl verantwortlich, die einen enormen Überblick und stilsicheren Geschmack verrät: Schubert, Richard Strauss, Schönberg, Bach und Hindemith vertragen sich mit den Stimmen von Beckett, Ibsen, Kant, Rilke und Shakespeare – um einige beispielhaft zu nennen.

Die folgende Zeit zwischen den beiden Weltkriegen ist gekennzeichnet von einem Niedergang anderer Art, der Faschismus erobert Europa. Für die sich anbahnde Katastrophe in Deutschland erfindet der Regisseur auch hier eine bedrückend unmissverständliche Szene: Die Sopranistin Talia Or singt, begleitet von Doriana Tchakarova am Flügel, das Lied „Leise, ganz leise“ aus der Operette „Ein Walzertraum“ von Oscar Straus. Im Dreiertakt intoniert sie: „Wir wollen die Augen verschließen, die goldene Zeit kehrt zurück ...“ Doch bevor sie den Refrain vollenden kann – „Einmal noch bebén, eh' es vorbei, einmal noch leben, lieben im Mai“ – schneidet ihr Marius Zernatto lautstark das Wort ab und ersetzt die letzte Silbe durch ein geschrieenes „Vorbei“! Und Stefan Zweig? Er ist erschüttert über die Sorglosigkeit seiner Familie und Freunde. Er ahnt den erneuten Zusammenbruch und flieht.

1946, wenige Jahre nach Erscheinen der „Erinnerungen eines Europäers“, lobt ein Rezensent die Publikation in „DIE ZEIT“: „Als einer seiner besten Bürger erlebt Zweig in schonungsloser Klarheit das Geschehen, immer ahnungsvoll den Ereignissen voraus“. Und über den Autor sagt er weiter, „daß er keiner der Solitären ist, der Unvergleichlichen, sondern einer unter anderen, ein Schriftsteller seiner Jahrzehnte, der begabt ist mit dem Sinne für Wirkung, mit Intuition, Einsicht, Wortgewalt und Formulierfreude – das gerade gibt dem Buch den dokumentarischen Rang“. Ähnliches muss über die Inszenierung von Yaron David Müller-Zach gesagt werden.

Pia Steinhaus

3 [https://de.ambafrance.org/Initiative-für-Europa-Die-Rede-von-Staatspräsident-Macron-im-Wortlaut](https://de.ambafrance.org/Initiative-fur-Europa-Die-Rede-von-Staatspräsident-Macron-im-Wortlaut)

4 <https://www.georgkreisler.info/song/der-euro.html?liste=liste>

5 Jürgen Schüddekopf: „Die Welt von Gestern“, in: DIE ZEIT, 21. März 1946.  
<https://www.zeit.de/1946/05/die-welt-von-gestern>, letzter Zugriff 9.9.23.

# Lutz Seiler wird 2023 mit dem Georg-Büchner-Preis geehrt

Der Schriftsteller Lutz Seiler hielt sich in Schweden auf, als ihn die gute Nachricht erreichte: In diesem Jahr verleiht ihm die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung den Georg-Büchner-Preis. Die Auszeichnung ist mit 50 000 Euro dotiert und wird am 4. November 2023 in Darmstadt verliehen. Finanziert wird der Preis von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, dem Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst und der Stadt Darmstadt. Seit 1951 vergibt die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung den Georg-Büchner-Preis an herausragende Schriftstellerinnen und Schriftsteller, „die in deutscher Sprache schreiben, durch ihre Arbeiten und Werke in besonderem Maße hervortreten und die an der Gestaltung des gegenwärtigen deutschen Kulturlebens wesentlichen Anteil haben“. Der Georg-Büchner-Preis gilt als die wichtigste literarische Auszeichnung in Deutschland.

Lutz Seiler kam am 8. Juni 1963 in Gera zur Welt und wuchs in Ostthüringen auf. Sein Heimatdorf Culmitzsch wurde in den 1960er-Jahren im Zuge des Uranerzbergbaus zerstört und so zu einem jener „müden Dörfer“, wie Seiler sie im Rahmen seiner Herkunftsgeschichte nannte. Auf dem Abraum dieses Tagebaus spielte er als Junge Fußball. Nach Abitur und absolvierte Lehre als Baufacharbeiter arbeitete er als Zimmermann und Maurer. Sein Interesse an Literatur erwachte während seiner Zeit in der Nationalen Volksarmee der DDR, damals begann er auch mit dem Schreiben. An der Martin-Luther-Universität in Halle (Saale) studierte Lutz Seiler Germanistik und Geschichte. 1990, nach dem Fall der Mauer, zog er nach Berlin, wo er zeitweise als Kellner arbeitete. Die von ihm begründete Literatur-Zeitschrift „Moosbrand“ leitete er als Mitherausgeber in den Jahren von 1993 bis 1998. Im Anschluss übernahm er die Leitung des literarischen Programms im Peter-Huchel-Haus in Wilhelmshorst bei Potsdam. Auslandsaufenthalte führten ihn als Stipendiat 2003 in die Villa Aurora nach Los Angeles, 2011 bekam er ein Stipendium der Deutschen Akademie für einen Aufenthalt in der Villa Massimo in Rom. Seit 2009 ist Lutz Seiler mit einer Schwedin verheiratet, gemeinsam haben sie drei Kinder und leben sowohl in Stockholm als auch in Brandenburg.

Im Jahr seines 60. Geburtstags wurde Lutz Seiler geradezu mit einem Preisregen bedacht: Er erhielt den Bertolt-Brecht-Preis 2023 sowie den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 2023. Die Auszeichnung mit dem Berliner Literaturpreis – dotiert mit 30 000 Euro – ist verbunden mit einer Berufung auf die Gastprofessur für deutschsprachige Poetik am Peter-Szondi-Institut an der Freien Universität Berlin. Ferner übernahm Lutz Seiler in diesem Jahr die Bamberger Poetikprofessur, die er mit „Spaziergänge im Niemandsland“ betitelte.

Lutz Seiler begann seine literarische Karriere als Lyriker, 1995 erschien seine erste Gedichtsammlung mit dem Titel „berührt / geführt“; es folgten Essays, Erzählungen und Romane. Für „Turksib“ erhielt er 2007 den Ingeborg-Bachmann-Preis, für sein Romandebüt „Kruso“ 2014 den Deutschen Buchpreis; letzterer Roman wurde seither in über 20 Sprachen übersetzt, mehrfach für das Theater adaptiert und verfilmt. Für seinen zweiten Roman „Stern 111“ erhielt der Autor 2020 den Preis der Leipziger Buchmesse in der Kategorie Belletristik. Sein jüngster Gedichtband „schrift für blinde riesen“ erschien im August 2021. Der Buchtitel bezieht sich auf das im Band enthaltene und Günter Bruno Fuchs gewidmete Gedicht, das Seiler mit „müssen wir riesen verhungern?“ überschrieb und in dem die folgenden Zeilen zu lesen sind:

„[...] wer  
nimmt uns einmal zurück? wir haben  
schon länger den blick  
blinder riesen, das lachen ins nichts  
mit erhobenem kinn, dorthin  
wo die Welt vermutet werden könnte ... [...]“<sup>1</sup>

Die Begründung der Jury lautet wie folgt: „In Lutz Seiler ehrt die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung einen Autor, der mit klangvollen Gedichtbänden begann, von dort zum Erzählen fand, stets aber ein so klarer wie rätselhafter, dunkel leuchtender Lyriker bleibt, zuletzt mit ‚schrift für blinde riesen‘. Die Essays und Poetikvorlesungen wiederum zeugen von argumentierender Präzision. Lutz Seiler verbrachte seine ‚Lehrjahre‘ in Thüringen, und diese Herkunft hat tiefen Einfluss besonders auf sein episches Werk. Lutz Seiler hat als Romancier und als Dichter zu seiner eigenen, unverwechselbaren Stimme gefunden, melancholisch, dringlich aufrichtig, voll von wunderbaren Echos aus einer langen literarischen Tradition“.

Dagmar Ellen Fischer

1 Lutz Seiler: *schrift für blinde riesen*. Gedichte © Suhrkamp Verlag Berlin 2021, S. 34.

## **Die Jahrestagung der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat in Havelberg vom 4. bis 7. Mai 2023**

Seit der Jahrestagung der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat in Quedlinburg 2019 konnten pandemiebedingt nur die satzungsgemäßen Sitzungen von Stiftungsrat und Vorstand stattfinden. Umso erfreulicher gestaltete sich im Mai 2023 unsere Tagung in der alten Dom- und Hansestadt Havelberg, wo beide Gremien mit dem Stiftungsbeirat wieder zu Sitzungen und einem anregenden Kulturprogramm zusammentrafen. Geplant und organisiert wurde alles mit großer Sorgfalt von der Präsidentin Dr. phil. habil. Gerlinde Schlenker, der Geschäftsführerin Gabriele

Bohl und dem Beiratsvorsitzenden Maik Reichel. Die Wahl des Tagungsorts erwies sich als höchst sinnvoll und passend zum länderübergreifenden Engagement der Stiftung. Die nahe der Havelmündung in die Elbe gelegene Stadt am Rande der Altmark bildet ein Tor zum Havelland und zur Prignitz. Jahrhunderte lang war Havelberg brandenburgisch, Standort einer vom Großen Kurfürsten gegründeten Schiffswerft und

Schauplatz einer Begegnung von König Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit Zar Peter I. im Jahre 1716. Heute gehört Havelberg zum Land Sachsen-Anhalt, daher konnte auch dessen Landeszentrale für Politische Bildung mit ihrem Direktor Maik Reichel als Kooperationspartner der Veranstaltung gewonnen werden. Die Tagung begann am 4. Mai 2023 mit der von Dr. Gerlinde Schlenker geleiteten Vorstandssitzung, an welcher auch der Ratsvorsitzende Dr. Michael Ludscheidt teilnahm. Am Vormittag des 5. Mai fand im großen Saal der barocken Bredowschen Domkurie die Sitzung des Stiftungsrates unter der Leitung von Dr. Ludscheidt in Anwesenheit des Vorstands statt. Es zeigte sich, dass die Stiftung ihre gemeinnützigen Aufgaben auch in sehr schwierigen Zeiten erfolgreich wahrgenommen hat und in ihrer Satzung bzw. Geschäftsordnung so zweckmäßig und juristisch klar verfasst ist, dass die aktuelle bundesweite Vereinheitlichung des Stiftungsrechts zum 1. Juli 2023 keinerlei Änderung erfordert.



Teilnehmer der Jahrestagung der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat: (v. l. n. r.) Werner Roblick, Manfred Linck, Gabriele Bohl, Dr. phil. habil. Gerlinde Schlenker, Prof. Dr. habil. Rudolf Bentzinger, Ulrike Alvarez, Dr. Michael Ludscheidt. Foto: Ewald Schlenker.



Museumsdirektorin Antje Reichel vom Prignitz Museum Havelberg mit Gremienmitgliedern des MKR. Foto: Gabriele Bohl.

Nach dem Eintreffen der Beiratsmitglieder am Freitagnachmittag nahm das Stiftungsplenum an der ebenso sachkundigen wie ansprechenden Führung von Museumsdirektorin Antje Reichel auf dem Domberg teil. Das Prignitz-Museum mit seinen interessanten Exponaten zur Geschichte der Region befindet sich in den Räumen des ehemaligen Prämonstratenser-Chorherrnstifts am Dom. Das Bistum Havelberg, vermutlich von König Otto I. gegründet, aber durch den Slawenaufstand 983 zerstört, wurde 1147 wiedererrichtet. Den 1170 geweihten romanischen Dom St. Marien mit seinem markanten Westriegel baute man nach einem Brand 1279 im gotischen Stil wieder auf. Die öffentliche Abendveranstaltung um 17:30 Uhr fand im einstigen Kloster-Refektorium, dem Paradiessaal des Prignitz-Museums statt. Ehrengäste waren Professor Dr. Michael Hecht als Vertreter der Staatsregierung Sachsen-Anhalt, der Bürgermeister der Stadt Havelberg, Mathias Bölt, und der Landrat des Kreises Stendal, Patrick Puhlmann, welcher herzliche Worte der Begrüßung sprach. Dr. Schlenker informierte über die Arbeit der Stiftung und stellte als Herausgeberin des Mitteldeutschen Jahrbuchs für Kultur und Geschichte den neuen Band 30 dieser Reihe vor, der Aufsätze, Gedenktage, Nachrufe, Rezessionen und Berichte zu Themen vom Mittelalter bis zur Gegenwart enthält. Ein Berichtsbeitrag bezieht sich auf Havelberg, das mit seinem malerischen Domberg auch den Einband schmückt. Nach der Buchpräsentation hielt Beiratsmitglied Dr. Uwe Czubatynski, Vorsitzender des Vereins für die Geschichte der Prignitz, den Festvortrag über die „Geschichte des Stiftungswesens in der Prignitz“. Für eine überaus schöne musikalische Gestaltung des Abends sorgte Domkantor Matthias Bensch. Wie immer fand der von Ulrike Alvarez betreute reichhaltige Informations- und Büchertisch der Stiftung MKR das lebhafte Interesse zahlreicher Besucher. Bei einem geselligen Imbiss im Prignitz-Museum folgten in zwanglosen Tischrunden noch viele anregende Gespräche.

In Anwesenheit von Rat und Vorstand trat um 9:00 Uhr am Samstagmorgen der Beirat unter der Leitung seines Vorsitzenden, Maik Reichel, zusammen. Nach der Vorstellung der in den vergangenen Jahren berufenen neuen Mitglieder wurde der Beiratsvorsitzende im Amt bestätigt und Dr. Jürgen Laubner zum Stellvertreter gewählt. Der Beirat sorgt für eine regionale Vernetzung der Stiftung und bringt Erfahrungsberichte und Anregungen ein. Nachmittags bot eine Schiffs-



*Dr. Ulrike Kaiser, Ratsmitglied und Vertreterin des Landes Thüringen, nahm als Guest an der Ratssitzung teil, hier mit Dr. phil. habil. Gerlinde Schlenker. Foto: Gabriele Bohl.*



*Die Präsidentin des MKR, Dr. phil. habil. Gerlinde Schlenker, und der Beiratsvorsitzende Maik Reichel begrüßen den Bürgermeister der Hansestadt Havelberg, Mathias Bölt. Foto: Ewald Schlenker.*

## Des Kaisers letzte Reise

Zum landesweiten Jubiläum 2023 in Sachsen-Anhalt aus Anlass des  
1050. Todestages Ottos des Großen

Die um 1000 entstandenen Jahrbücher von Hildesheim resümieren zu Otto dem Großen im Jahr 973: „Der ältere Kaiser kam mit dem jüngeren nach Quedlinburg und daselbst feierten sie den 23. März Ostern und dorthin kamen zu ihnen Gesandte der Griechen, Beneventaner, Ungarn, Bulgaren, Dänen und Slawen mit königlichen Geschenken und nicht viel später am 7. Mai starb der fromme Kaiser der ältere, und ihm folgte Herr Otto.“ Vergleichsweise nüchtern werden in diesen wenigen Zeilen wichtige Ereignisse auf der letzten Reise Ottos des Großen angesprochen. Eines hat dabei offenbar den Hildesheimer Schreiber in besonderer Weise beeindruckt. Dies war der große Osterhoftag Ottos des Großen in Quedlinburg, der – da sind sich moderne Historikerinnen und Historiker einig – noch einmal einen glanzvollen Höhepunkt der Herrschaft Ottos des Großen markierte. Von diesen gab es einige auf der letzten Reise des Kaisers.

Begonnen hatte sie in Italien, wo Otto sich bereits sechs lange Jahre aufhielt. Er hatte hier zuvor den Markgrafen von Ivrea Berengar II. in die Schranken gewiesen und damit einen wichtigen Konkurrenten um die Krone Italiens besiegt. Damit gelang Otto zugleich eine Sicherung des Papsttums, das durch Machtkämpfe und moralischen Verfall in eine Krise gegliett war. Auf einer Kirchenversammlung in Ravenna 967 setzte Otto die Gründung des Erzbistums Magdeburg durch, die im Jahr darauf auch Papst Johannes XIII. bestätigte. Otto konzentrierte sich daraufhin auf eine Annäherung an Byzanz und strebte eine Ehe seines gleichnamigen Sohnes mit einer aus diesem Reich stammenden Prinzessin an. Nicht weniger als acht Gesandtschaften schickte er an den Hof nach Konstantinopel. Nachdem sich Johannes Tzimiskes des byzantinischen Throns 969 bemächtigt hatte, gingen Ottos Pläne schließlich auf. Der neue Kaiser von Byzanz übergab der ottonischen Familie seine Nichte Theophanu als Braut für Otto II. Mit einem pompösen Fest wurde die Ehe zwischen beiden am 14. April 972 in Rom vom Papst geschlossen. Otto II. und Theophanu wurden zugleich zu Mitkaiser und Mitkaiserin gekrönt. Nach diesen, für das Erbe seiner Herrschaft wichtigen Errungenschaften trat der Kaiser samt seiner Familie im Jahr 972 von Rom über Ravenna, Pavia, Konstanz, Ingelheim, Tribur, Nierstein, Frankfurt am Main und Tiel den Rückweg in die heutige Region Sachsen-Anhalt an.



Das Grab Ottos des Großen, Magdeburger Dom, Foto: KMH Dirk Mahler.

Im März 973 erreichte der kaiserliche Tross Magdeburg. Hier zog Otto jesusgleich zum Palmfest in den Dom ein. Unter großem Jubel überbrachte er der Magdeburger Kirche kostbare Geschenke und Reliquien. Das lässt erkennen, wie stark sich Otto mit Magdeburg verbunden fühlte und sich dessen Ausbau zu einem zentralen Ort an der mittleren Elbe wünschte. Die im 12. Jahrhundert begonnenen Magdeburger Annalen würdigten diese Taten in überschwänglichen Worten und sahen in Otto den „großen und erhabenen Kaiser der Römer von hohem Rufe und gutem Andenken“. Hier liegen die Ursprünge für die bis heute anhaltende Verehrung Ottos in der Landeshauptstadt Sachsen-Anhalts.

Von Magdeburg aus nahm der Kaiser mit seinem Gefolge den Weg nach Quedlinburg. In familiärer Tradition fand das Osterfest statt, wie es hier auch Ottos Eltern Heinrich und Mathilde oft begangen hatten. Ihrer gedachte Otto in Fürbitten. Im Umfeld des Osterfestes riefen ihn jedoch die Regierungsgeschäfte. Wie von den Hildesheimer Annalen berichtet, waren zahlreiche Gesandte nach Quedlinburg gekommen, um dem Kaiser ihre Aufwartung zu machen und mit ihm zu verhandeln. Dies traf ebenso für ranghohe Herrscher wie die Herzöge Boleslaw II. von Böhmen und Boleslaw I. von Polen zu, die persönlich nach Quedlinburg gekommen waren. Ohne die Unterhandlungen genau zu kennen, sprachen sie vermutlich über die herrschaftliche Situation im slawischen Gebiet jenseits der Elbe. Auch die Gründung des Erzbistums Prag könnte Gegenstand der Gespräche gewesen sein. In Quedlinburg trafen somit unterschiedliche Mentalitäten und Kulturen aufeinander. Sie fanden trotz unterschiedlicher Sprachen im Konsens zueinander, was die Bedeutung des Quedlinburger Hoffages unterstreicht. Jäh wurde Otto aber von großer Trauer erfasst. Denn am 27. März 973 starb sein enger Vertrauter Herzog Hermann von Sachsen aus dem Geschlecht der Billunger. Er hatte Otto oftmals als Stellvertreter gedient, wenn er außerhalb Sachsens war. Lange konnte der Kaiser allerdings nicht trauern, denn schon bald riefen ihn die typischen Pflichten eines Herrschers. Zahlreiche Rechte von Klöstern, Bischöfen und Fürsten waren auszuhandeln und zu bestätigen. Ottos Gemahlin Kaiserin Adelheid wirkte hieran tatkräftig mit und leistete vor dem Kaiser Fürsprache für zahlreiche Persönlichkeiten mit ihren Anliegen. In über 90 Urkunden Ottos wird Adelheid in dieser für sie maßgeblichen Rolle genannt, womit ein anschaulicher Beleg dafür gegeben ist, wie stark sie die politisch-herrschaftlichen Geschäfte des Reiches mitgestaltete.

Nach 17 Tagen Aufenthalt reiste die ottonische Familie mit ihrem Gefolge nach Walbeck weiter. Hier im Bereich des östlichen Harzes befand sich ein gut ausgebauter Königshof, der von den Ottonen häufig auf Reisen aufgesucht worden ist. Otto stellte erneut Urkunden aus. So war vor ihm am 9. April 973 die Äbtissin Imma aus dem Kloster Herford erschienen, die den Kaiser um eine Bestätigung althergebrachter Rechte ihrer geistlichen Gemeinschaft bat. Auf Fürsprache seiner Frau erfüllte Otto diesen Wunsch und beförderte damit die Entwicklung des klösterlichen Marktes, aus dem später die Stadt Herford erwuchs.

Otto reiste anschließend weiter nach Merseburg, wo er auf Judith traf, die Witwe seines verstorbenen Bruders Heinrich. Für seine Schwägerin stellte der Kaiser mehrere Urkunden aus, die das Kloster Niedermünster bei Regensburg betrafen. Hier befand sich die Grablege Heinrichs. Mittels rechtlicher Erweiterungen wollte Otto den Unterhalt der Nonnen sicherstellen, die für das Totgedenken seines Bruders zuständig waren.



Albert Baur, Kaiser Otto an der Leiche seines Bruders Thankmar, aus „The Gossips' Bowl“, The Illustrated sporting and dramatic news, London 15. Dezember 1877, S. 312–313. © Magdeburg, Kulturhistorisches Museum Magdeburg, Foto: Charlen Christoph.

Im Anschluss an die Verhandlungen feierte der Herrscherhof am 1. Mai Christi Himmelfahrt in Merseburg. Vor diesem Hintergrund empfing Otto nach Berichten Widukinds von Corvey und Thietmars von Merseburg eine Gesandtschaft aus Afrika. Um wen es sich dabei genau handelte, ist nicht überliefert. Die Forschung vermutet, dass es Vertreter der Fatimiden aus Nordafrika oder aber Boten des Kalifen von Cordoba gewesen sein könnten. Noch einmal kamen in Merseburg somit wichtige Fragen der ottonischen Politik zusammen, die sich zwischen Okzident und Orient erstreckten.

Otto brach erneut auf und wandte sich nunmehr weiter gen Süden nach Memleben. Zu vermuten ist, dass er dort Pfingsten feiern wollte. Dazu aber kam es nicht mehr. Bereits mit der Ankunft in Memleben am Abend des 6. Mai plagten Otto Schmerzen. Dennoch stand der Kaiser in der Frühe auf, um den Chorgesängen der Nokturn und Matutine zu folgen. Zwischendurch ruhte er sich immer wieder etwas aus. Auch später am Tag des 7. Mai besuchte er eine weitere Messe, ließ dann an Arme Almosen verteilen und nahm im Anschluss das Frühstück zu sich. Otto legte sich wieder zur Ruhe und erschien danach gemäß den Erzählungen Widukinds froh und fröhlich an der Tafel. Als später am Tag die Vesper abgehalten wurde, brach ein Fieber bei Otto aus, woraufhin er in Ohnmacht fiel. Umgebene Personen brachten den Kaiser wieder zu Bewusstsein. Er verlangte sogleich die Darreichung der Sterbesakamente. Kurz darauf war der Herrscher nicht mehr ansprechbar und starb.

Noch in derselben Nacht wurde der Leichnam Ottos ins Schlafgemach gebracht. Das in Memleben anwesende Volk unterrichtete man über den Tod des Kaisers, worauf große Trauer ausbrach. Ottos Eingeweide wurden dem toten Körper entnommen und in der Memlebener Kirche bestattet. Am 8. Mai huldigten die anwesenden Adligen Otto II., gelobten ihm Treue und Gefolgschaft. Der Kaiser versprach seinerseits Gerechtigkeit und Pflichterfüllung.

Ottos letzte Reise war damit allerdings noch nicht abgeschlossen, denn sein Leichnam wurde nach Magdeburg überführt. Der verstorbene Kaiser wollte dort bestattet werden. Die Beisetzung fand Anfang Juni im Vorgängerbau des heutigen Magdeburger Doms statt. Die Zeremonie leiteten die Erzbischöfe Gero von Köln und Adalbert von Magdeburg. Mit dem Tod Ottos begann eine starke Verehrung seiner Person, die sich nicht nur in Magdeburg Bahnen brach, sondern auch weit darüber wirksam war. Noch die Mansfelder Chronik aus dem Jahr 1570 pries Kaiser Otto in überschwänglichen Worten, „[...] denn es ist nach Keyser Carlen dem Grossen kaum ein trefflicher Held im deutschen Reich gewesen, der zugleich mit so viel Königlichen Gaben vnd Tugenden von Gott geziert vnd begnadet gewesen.“ Noch heute ist Otto ein lebendiger Teil unserer Geschichtskultur.

Dies belegt nicht zuletzt das 2023 im Land Sachsen-Anhalt gefeierte Jubiläum aus Anlass des 1050. Todes-tages Ottos des Großen. Unter dem Titel „Des Kaisers letzte Reise“ haben sich mehrere Partner und Institutionen in Gestalt eines Netzwerkprojekts zusammengeschlossen, um der letzten Reise Ottos I. im wörtlichen Sinn nachzuspüren. Unter Koordination des in Magdeburg ansässigen Zentrums für Mittelalterausstellungen e.V. ist somit ein vielseitiges Veranstaltungs- und Ausstellungsprogramm entstanden, das inzwischen tau-sende Besucherinnen und Besucher nach Sachsen-Anhalt gelockt hat. Sie können in den beteiligen Orten Magdeburg, Memleben, Merseburg, Quedlinburg und Walbeck zahlreiche Spuren der letzten Reise Ottos des Großen entdecken und sein Wirken durch die Jahrhunderte eindrücklich erfahren.

Magdeburg weist gleich drei wichtige Orte auf, die sich der Vermittlung des ottonischen Erbes und seiner Geschichte widmen. Die evangelische Domgemeinde Magdeburg hat es sich zur Aufgabe gemacht, Besucherinnen und Besuchern den Magdeburger Dom als ersten gotischen Kathedralbau auf deutschem Boden in Führungen und Gesprächen näherzubringen. Die beeindruckende Bischofskirche zählt zu den bedeutendsten Sakralbauten im Osten Deutschlands. Hier können noch heute die Grablegen Ottos des Großen und die seiner ersten Gemahlin, Königin Editha, besichtigt werden. Das in unmittelbarer Nachbarschaft gelegene Domuseum Ottonianum stellt seit seiner Eröffnung im November 2018 die Person Ottos und sein Wirken in Magdeburg mit vier Themenbereiche in den Mittelpunkt seiner Ausstellung. Dabei werden Ottos Leben und seine Familie, der ottonische Ausbau Magdeburgs zu einer mittelalterlichen Metropole, das Kaiserpaar Otto und Editha und schließlich die Geschichte des Erzbistums Magdeburg veranschaulicht. Zu den Höhepunkten der Ausstellung zählen eine beeindruckende Inszenierung des Ottograbes und eine durch den Schweizer Künstler Peter Fuchs gestaltete Adaption der heute verlorenen Reliquien, die Otto einst

dem Dom gestiftet hatte und die an dessen Todestag jährlich das kaiserliche Grab schmückten. Noch bis 8. Oktober 2023 ist im Kulturhistorischen Museum Magdeburg die Sonderausausstellung „Welche Taten werden Bilder? Otto der Große in der Erinnerung späterer Zeiten“ zu sehen. Bedeutsame Exponate, Gemälde, Skulpturen und grafische Werke vom Spätmittelalter bis heute greifen in dieser Schau wichtige Ereignisse aus dem Leben Ottos des Großen auf. Dies stellt eine besondere Auseinandersetzung mit dem Wirken und der Persönlichkeit Ottos durch verschiedene Zeiten dar. Wie Dr. Gabriele Köster, Direktorin des Kulturhistorischen Museums Magdeburg, erklärte, werde durch diesen Ansatz deutlich, „dass wir Geschichte nicht als abgeschlossene Vergangenheit betrachten können, sondern sie durch uns und unsere Wahrnehmungen lebendig und wandelbar bleibt.“

In Quedlinburg sind es wiederum drei authentische Orte, an denen ottonische Geschichte anschaulich wird: das Schloss auf dem Stiftsberg, die Stiftskirche St. Servatii und die südwestlich im Tal gelegene Kirche St. Wiperti. Der Stiftsberg überragt die Stadt und ist zugleich der Kern des UNESCO-Weltkulturerbes Quedlinburg. Derzeit laufen hier umfangreiche Sanierungs- und Baumaßnahmen an den Gebäuden des einstigen Damenstifts. Voraussichtlich gegen Ende 2024 erwartet Besucherinnen und Besucher dann ein gänzlich neugestalteter musealer Rundgang durch das beeindruckende Ensemble aus Stiftskirche, Stiftsgebäuden, Schloss und Gärten. Bis dahin lohnt dennoch der Aufstieg auf den Schlossberg. Die Stiftskirche St. Servatii, mit ihrem bedeutenden Domschatz und der Grablege König Heinrichs I. in der romanischen Krypta, kann nämlich besichtigt werden. Ein Spaziergang durch die Stiftsgärten auf dem Bergplateau bietet einen zaubernden Blick über die historische Fachwerkstadt Quedlinburg. Zudem empfiehlt sich ein Besuch der romanischen St. Wipertikirche, die auf dem Gebiet der ehemaligen Kaiserpfalz liegt und baulich bis in die Zeit um 1000 verweist. Zu den Höhepunkten zählt hier eine nachträglich in die Kirche eingebaute Krypta, in der die Ottonenzeit ganz nahe scheint.



Putzitzzeichnung mit Otto dem Großen und seinen beiden Ehefrauen Editha und Adelheid. Magdeburg, Dom St. Mauritius und St. Katharina, östlicher Kreuzgangflügel, Foto: E. v. Flottwell 1891.

In Merseburg können noch bis 5. November 2023 zwei im Rahmen des Netzwerkprojekts entstandene Sonderausstellungen besucht werden. Das Kulturhistorische Museum Schloss Merseburg zeigt die Schau „Des Kaisers letzte Reise. Otto der Große, Verbinder von Welten und Kulturen“. Diese Tafelausstellung thematisiert das ottonische Reisekönigtum, Hoftage und das Gesandtenwesen sowie die interkulturellen Austauschprozesse zwischen Orient und Okzident im 10. Jahrhundert. Im Merseburger Kaiserdom ist die Sonderausstellung „Otto der Große, der Heilige Laurentius und die Gründung des Bistums Merseburg – Spurenrecherche im Merseburger Kaiserdom“ zu sehen. Ausgewählte Urkunden und Handschriften aus Domstiftsarchiv und -bibliothek Merseburg verdeutlichen hierbei die besondere Beziehung Ottos I. zu Merseburg. So ist zum Beispiel sein Todestag, der 7. Mai 973, in das Merseburger Kalender eingetragen worden – ein früher Beleg für die auch an diesem Ort hervorgerufene Verehrung des Kaisers. Darüber hinaus belegen Urkunden umfangreiche Schenkungen zur Ausstattung des 968 gegründeten Bistums und wertvolle Handschriften verdeutlichen den besonderen Bezug Merseburgs zum Kult des Heiligen Laurentius.

In Memleben lädt das dortige Museum „Kloster- und Kaiserpfalz Memleben“ zu einer Erlebnisreise durch die Zeit ein, die im Jahr 2023 eine neue Dimension erreicht. Unter dem Titel „Des Kaisers Herz – Archäologische Tiefenfahndung am Sterbeort Ottos des Großen“ kann noch bis 31. Oktober eine Sonderschau besichtigt werden. Diese bietet ganz spezielle Einblicke in die Vergangenheit. Mit modernster Technik entstehen zwei mittelalterliche Kirchenruinen vor den Augen der Besucherinnen und Besucher neu. Außerdem werden spannende Fundstücke der jüngsten archäologischen Grabungen (2017–2022) im Museum präsentiert. Ein besonderes Augenmerk legt das Museum in Memleben auf die Vermittlungsarbeit für Kinder und Jugendliche. Mit dem eigens für das Jubiläumsjahr entwickelte museumspädagogische Programm „Versteckte Ermittlungen im Kloster Memleben“ werden die jungen Besucher zu Nachwuchsarchäologen. Sie führen eine Erlebnisgrabung durch und dokumentieren genau wie professionelle Archäologen ihre kostbaren Fundstücke.

In Walbeck bei Hettstedt befindet sich an der Stelle des alten Königshofes heute ein „Sonnenschloss“, das für die moderne und klimafreundliche Energiegewinnung aus Photovoltaik steht. An den alten Königshof erinnern hier keine Bauten mehr. Wohl aber finden sich Spuren aus der Zeit des Benediktinerklosters, das auf Grundlage des Königshofes im Jahr 997 am 24. Todestag Ottos des Großen geweiht worden ist. Mit der Gründung dieser geistlichen Gemeinschaft beabsichtigte die Tochter Ottos des Großen, die Quedlinburger Äbtissin Mathilde, das stete Erinnern an ihren Vater. Bis zur Reformation in der Mitte des 16. Jahrhunderts kamen die Walbecker Benediktinerinnen dieser Aufgabe nach. Ein 2015 gegründeter Förderverein kümmert sich um den Erhalt des Schlosses und organisiert im Bewusstsein der ottonischen Geschichte des Ortes kulturelle Veranstaltungen verschiedenster Art.

Im Vorfeld des Netzwerkprojekts führte das Zentrum für Mittelalterausstellungen e. V. im Jahr 2022 im Kaiser-Otto-Saal des Kulturhistorischen Museums Magdeburg eine viel beachtete Tagung durch, deren aufgezeichneter Livestream im YouTube-Kanal des Zentrums für Mittelalterausstellungen e. V. angeschaut werden kann. Mit dieser Veranstaltung verband sich das Ziel, dem landesweiten Jubiläum 2023 eine wissenschaftliche Grundlage zu bieten. Aus der Tagung ist ein umfassender Band unter dem Titel „Des Kaisers letzte Reise. Höhepunkt und Ende der Herrschaft Ottos des Großen 973 und sein (Weiter-)Leben vom Mittelalter bis zur Gegenwart“ hervorgegangen, der einem breiten Publikum neueste Erkenntnisse zu Ottos letzter Reise und seiner epochenübergreifenden Wirkungsgeschichte vermittelt. Damit werden nicht nur bisherige wissenschaftliche Lücken gefüllt, sondern gleichfalls viele neue Wege eröffnet, sich der Person Ottos des Großen anzunähern und überkommene Geschichtsbilder kritisch zu hinterfragen. Das Jubiläumsjahr 2023 bietet demnach viele derartige zwischen Wissenschaft und Kulturtourismus angesiedelte Vermittlungsmöglichkeiten.

In der Vorweihnachtszeit wartet dann noch ein weiterer bedeutender Höhepunkt. Am 23. November 2023 feiert Sachsen-Anhalt den 1111. Geburtstag Ottos des Großen. Neben Magdeburg wird dieses Ereignis ebenfalls in Wallhausen gewürdigt, wo der Kaiser mit großer Wahrscheinlichkeit im Jahr 912 einst das Licht der Welt erblickte. Das Zentrum für Mittelalterausstellungen e. V. eröffnet dann im Schloss Wallhausen seine überarbeitete Tafelausstellung „Ottonenland Sachsen-Anhalt“. Hiermit zeigt sich dann einmal mehr, dass das Gebiet um Ostharz, mittlerer Elbe und Saale im Mittelalter eine ausgeprägte Kulturlandschaft und Zentralregion Europas war. Der im Jahr 2023 gewürdigte Kaiser Otto I. hatte hierzu ohne Zweifel in bedeutender Weise beigetragen.

Sascha Bülow

## Gottfried August Bürger

Sein Heimatort Molmerswende würdigt den Autor der Geschichten  
über den Freiherrn von Münchhausen

*„Ich rühme mir, mein Dörfchen hier! Denn schön're Auen, als rings umher die Blicke schauen,  
blühn nirgends mehr.“ (Gottfried August Bürger 1771)*

Gottfried August Bürger ist der bedeutendste Vertreter der literarischen Epoche Sturm und Drang und in dieser Zeit noch vor Friedrich Schiller (1759–1805) und Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) zu nennen. Er wirkte als Dichter, Übersetzer, Herausgeber und als Verfasser sozialkritischer Schriften sowie als Sprachschöpfer. So gehen Wörter wie Ackerflur, Zuckerbäckchen, Zottellöckchen, mucksmäuschenstill, querfeld ein, Lausejunge oder Haremswächter auf ihn zurück, auch ist er der Begründer der deutschen Kunstballade. Seine Liebeslyrik, die bereits in seiner Zeit häufig vertont wurde – so lässt z. B. der „Mozart vom Mansfelder Land“ Carl Christian Agthe (1762–1797) „Wie selig, wer sein Liebchen hat“ in zarten Melodien erklingen –, zählt zu den hervorragendsten Zeugnissen der deutschen Literaturgeschichte. Ebenso bemerkenswert sind seine aufrüttelnden politischen Gedichte, aber auch seine erotische Erzählung „Die Königin von Golkonde“, von Lovis Corinth (1858–1925) illustriert. 1773 bringt ihm seine Ballade „Lenore“ große Anerkennung, wird zu seiner berühmtesten Dichtung und ist die erste deutsche Kunstballade. Dieses Werk, entstanden unter Johann Gottfried Herders (1744–1803) Einfluss, „wird auch wieder in den Spinnstuben gesungen“. Auf eindrucksvolle Weise gelingt es ihm, die volkstümlichen Elemente der Luther- und Kirchenliedsprache mit der Sprache der bodenständigen Bevölkerung zu verbinden. Aus der Familie eines Pfarrers stammend, ist ihm die Sprache Martin Luthers (1483–1546) vertraut. Auch teilt er mit dem Reformator dessen Vorliebe für die Offenbarung des Johannes. Ebenso beeindruckt er als Übersetzer aus dem Französischen, Englischen und Italienischen. In seinen letzten Lebensjahren begeistert er sich für die politischen Ereignisse in Frankreich, die Französische Revolution.

Heute ist Bürger allerdings vor allem wegen seiner Münchhausen-Geschichten weltweit bekannt und populär. Die Lügenerzählungen des historischen Hieronymus Carl Friedrich Freiherr von Münchhausen (1720–1797) wurden zunächst von einem anonymen Autor – die Tradition der Lügengeschichten geht weit in das klassische Altertum und in die Erzähltradition des Judentums zurück – niedergeschrieben und 1781 veröffentlicht. Eine englische Übersetzung, die von dem deutschen Bibliothekar, Schriftsteller und Gelehrten Rudolf Erich Raspe (1736–1794) angefertigt worden war, gelangte in Bürgers Besitz, der sie zurück ins Deutsche übersetzte, frei bearbeitete und durch eigene Erzählungen ergänzte. Er übernahm dabei Raspes Erweiterungen und dessen Aufteilung in Land- und Seeabenteuer. Obwohl zahlreiche Bearbeitungen des Stoffs folgten, bleibt Bürgers Version von 1786 die bis heute bekannteste.

Auch seine teils tragische Lebensgeschichte macht Gottfried August Bürger zu einer der interessantesten Gestalten der Literaturgeschichte. Geboren wurde er in der Silvesteracht des Jahres 1747, als wohl alle Glocken der kleinen Dorfkirche läuteten oder nach einer anderen Version ein bäuerlicher Chor vom Kirchturm frohe Lieder geschmettert hat.

Das kleine Dörfchen Molmerswende gründete 1533 Graf Johann von der Asseburg († 1567) westlich der älteren Rodungsiedlung gleichen Namens neu.

Der Vater Bürgers, Johann Gottfried Bürger (1706–1764), war Pfarrer der Gemeinde



Pfarrhaus und nördlicher Anbau von Südosten, 1848  
(aus: Das Pfennig-Magazin, Nr. 267 vom 12.02.1848, Titelblatt)

Molmerswende. Die Geburt seines Sohnes noch in der Silvesternacht bereitete ihm Ungemach, denn er hatte im Kirchenbuch das alte Jahr beendet und das neue Jahr mit der Eintragung 1748 sind „ehelige und uneheliche Kinder geb.“ bereits begonnen. Diesen Eintrag musste er streichen und unter dem 31. Dezember seinen Sohn als 17. Kind des Jahres 1747 einfügen. Bürger selbst behauptete jedoch später immer, „in der ersten Stunde des Jahres 1748“ geboren zu sein, wenn er in künstlerischer Freiheit schreibt: „Hebe hoch das Haupt empor, Jahr, das mich geboren! [...] Edlen acht und vierziger hast Du geboren“. Auch seinem Arzt und späteren ersten Biografen, Dr. Ludwig Christoph Althof (1758–1832), teilte er mit, dass er 1748 geboren sei: „[...] in der ersten Stunde des Jahres, unter den Gesängen, womit man nach alter Sitte das angekommene neue Jahr vom Kirchthurme herab zu begrüßen pflegte“. So feierte seine Familie den 1. Januar als seinen Geburtstag, und auch auf dem Grabstein des Dichters in Göttingen war der erste Januartag als Geburtstag vermerkt.

Häufig findet man in Biografien Bürgers die Behauptungen, er stamme aus einer unvermögenden Familie und sei in ärmlichen Verhältnissen mit einer unzulänglichen Schulbildung aufgewachsen. Helmut Scherer hat 1995 die hohe soziale Stellung Bürgers eindrücklich belegt. Die Wurzeln von Bürgers Familie väterlicherseits liegen in Pansfelde, das den Herren der Burg Falkenstein gehörte, vier Generationen wurden dort geboren. Erst der Großvater Johann Heinrich Bürger (1680–1761), Spross einer Großbauernfamilie, verlässt den später auch dem Dichter sehr vertrauten Ort Pansfelde und wird Erb- und Rittersasse auf Schloss und Burg Neuhaus, einschließlich dem Frönerdorf Paßbruch, das er 1742 vom Fürsten von Anhalt-Bernburg für die stattliche Summe von 18 500 Talern erworben hatte.

Ebenso wies Scherer nach, dass bereits der Urgroßvater Bürgers mütterlicherseits, Johann Caspar Bauer (1659–1707), in Quedlinburg ein angesehener Bürger (Schustermeister und Brauherr) war. Der Großvater Jacob Philipp Bauer (1696–1772) war Bäckermeister und Hofesherr des St. Elisabeth-Hospitals in Aschersleben. Er entstammte einer dem Handwerk seit Jahrhunderten verpflichteten Familie. Sie gehörte im 18. Jahrhundert zu den einflussreichsten Familien der preußischen Garrisonstadt Aschersleben. Während Kindheit und Jugend des Dichters stellte sie in Aschersleben mit dem Cousin von Bürgers Mutter den Oberbürgermeister, und auch weitere Familienmitglieder hatten dort als Ratssyndikus, Stadtökonomer und Bürgermeister herausragende Stellungen inne.

*Kirche St. Stephani und ehemaliges Pfarrhaus in Molmerswende (Bürgerhaus) 2023, Foto: Rosemarie Knape.*



Am 4. Januar 1748 wird der Stammhalter in der nur wenige Schritte vom Pfarrhaus entfernten Dorfkirche vom Pastor aus Meisdorf, Peter Salomon Krummhaar (1697/98–1760), auf den Namen Gottfried August getauft. Auch die Paten belegen die hohe soziale Stellung des Täuflings, so sind darunter sein Großvater Heinrich Bürger und sein späterer Lateinlehrer Samuel Joachim Kutzbach (1698–1754), Pastor in Pansfelde.

Der Vater des Dichters trat als ältester Sohn nicht in die Fußstapfen seiner großbäuerlichen Familie, sondern studierte auf ihre Anordnung Theologie, allerdings ohne Abschluss. In einer Beurteilung heißt es, „er sei weder in Sprache noch in der Theologie sonderlich beschlagen“, und er bekommt die Pfarrstelle in Molmerswende nur durch

den Einfluss seiner Verwandten – zudem war die Stelle ohnehin schlecht bezahlt und lange schon unbesetzt. Der Vater wird als bequem und phlegmatisch, aber auch als gutherzig bezeichnet, alles Eigenschaften, die für einen Gutsherren sicher nicht von Vorteil gewesen wären. Die Mutter wird als jähzornig, bösartig und neidisch geschildert. Doch unbeschadet dessen wird seine Kindheit, die er bis 1759 mit seinen drei Schwestern in Molmerswende verlebte, recht unbeschwert gewesen sein, und Bürger erinnert sich später, wie er „verschiedene mahle [...] aus dem Molmerschwender Mistumpfe mit dem rot gewürfelten Kapprocke gerettet“ wurde. Neben dem Besuch der Dorfschule erhält er von Samuel Joachim Kutzbach (1698–1754), seit 1746

Pfarrer in Pansfelde, in dessen noch heute erhaltenem Pfarrhaus Unterricht in Latein und kam dabei erstmals intensiv mit der Sprache Luthers in Berührung, denn das tägliche Lesen aus der Bibel gehörte sicher in einer Pastorenfamilie zum Alltag. Auch der Ort von Luthers Kindheit, Mansfeld, liegt nur wenige Kilometer entfernt, und seit 2009 ist Molmerswende Ortsteil der kleinen Stadt Mansfeld.

Bürgers Eltern übergaben ihn 1759 sicher willig in die Obhut seines Großvaters Jakob Philipp Bauer in Aschersleben, der sich um die Ausbildung seines Enkels bemühte und wohl auf diesen einen schicksalhaften Einfluss bis zu seinem Tod am 31. Dezember 1772, dem 25. Geburtstag des Dichters, ausübte. Zunächst ging Gottfried August Bürger in das Stephaneum, die berühmte Gelehrten- und Bürgerschule in Aschersleben. Dort wurde er mit den Schriften Horaz' und Virgils vertraut, die ihn sein ganzes Leben begleiten sollten, musste aber die Schule bald wegen eines Streichs verlassen. Er lernte aber auch die Not und das Elend kennen, das der Siebenjährige Krieg (1756–1764) der Stadt brachte. Bürger wechselte dann in das Pädagogium der Franckeschen Stiftungen nach Halle und studierte in der Saalestadt Theologie, unterbrochen durch einen sechs Monate währenden Aufenthalt im großväterlichen Haus mit dem Besuch der Privatschule vom Stiefsohn des Großvaters, Pastor Johann Friedrich Temme (1732–1772), wurde mit dem „Laster des Trinkens“ vertraut und seine Spielleidenschaft wurde geweckt. 1768 ging er nach Göttingen, um Jura zu studieren. 1773 wurde er Amtmann der Gerichtshalterstelle zu Alten-Gleichen bei Göttingen und baute dort enge Beziehungen zu den Mitgliedern des Göttinger Hainbundes auf. 1774 heiratete er die Tochter des Amtmanns Dorothea Marianne Leonhart (1756–1784), Dorette genannt, verliebte sich jedoch bald in ihre Schwester Augusta Wilhelmina Eva (1758–1786), die er als Molly in vielen seiner Gedichte verwigte. Über das Verhältnis zu den beiden Schwestern, seiner Ehe zu dritt, schrieb Bürger: „Die Angetraute war und blieb nur Weib, die andere aber war es ...“. 1784 starb Dorette, er heiratete Molly, die jedoch nach sieben Monaten im Kindbettfieber ebenfalls starb. Im gleichen Jahr wurde er Privatdozent an der Universität Göttingen, hielt Privatvorlesungen über Kantische Philosophie, Ästhetik und deutsche Sprache. 1787 wurde er zum Ehrendoktor ernannt, 1789 zum Professor, jedoch ohne feste Anstellung. Am 29. September 1790 ging Bürger eine dritte Ehe mit der 21 Jahre jüngeren Schriftstellerin Elise Hahn in Göttingen ein. Die Ehe verlief jedoch sehr unglücklich und brachte ihm nur Hohn und Spott ein, denn Elise betrog ihn. 1792 wurde sie daher vor Gericht schuldig geschieden.

1793 erkrankte der Dichter und Gelehrte an Schwindsucht, in deren Folge er seine Stimme verlor und seine Vorlesungen nicht mehr halten konnte. Am 8. Juni 1794 starb nach dem Zeugnis seines Arztes und Vertrauten Dr. Althof Gottfried August Bürger einsam und verarmt, von seinem Verleger Dietrich um sein Honorar betrogen. Dem Kuratorium der Universität Göttingen allerdings wird am 11. Juni mitgeteilt: „Es hat dem Höchsten Gefallen, unseren Kollegen, den Professor Gottfried August Bürger am 9ten dieses Monats zur Ewigkeit abzufordern“. Auch hier wiederholt sich die falsche Datierung ähnlich wie für seine Geburt. Der Dichter wurde auf dem Bartholomäusfriedhof in Göttingen beigesetzt und hinterließ zwei Töchter und zwei Söhne. Zu seiner Beerdigung kamen nur sein unehelicher Sohn Emil aus der Verbindung mit Molly und seine beiden Ärzte.

Einer dieser Ärzte, Dr. Althof, war es auch, der 1799 ein erstes Denkmal für Gottfried August Bürg-



Spenderaufruf der Literarischen Gesellschaft Sangerhausen,  
Quelle: Archiv des Spengler-Museums Sangerhausen.

ger veranlasste, geschaffen von den beiden hessischen Bildhauern Ludwig Daniel Heyd (1743–1801) und Johann Wolfgang Heyd (gest. 1798/99). Zu dem leider 1956 zerstörten Denkmal hatte auch Friedrich Schiller (1759–1805) 1 Taler 12 Groschen gespendet, trotz seiner allerdings anonymen vernichtenden Kritik an Bürgers Balladen, deren Volkstümlichkeit er ablehnte. Der Dichterfürst Johann Wolfgang von Goethe folgte dem Spendenauftrag nicht.

Im 19. Jahrhundert setzte ein vielfältiges Erinnern an Bürger ein. Der Historiker Arnold Heegen (1760–1842), wie Bürger Professor in Göttingen, schreibt 1810: „Als Bürgers Lenore erschien, wußte man sie auswendig von der Elbe bis zur Donau“. Der Philosoph Arthur Schopenhauer (1788–1860) bezeichnete ihn als „echtes Dichtergenie, dem vielleicht die erste Stelle nach Goethe unter den deutschen Dichtern gebührt“. In der ersten in Deutschland wöchentlich erscheinenden Zeitschrift „Das Pfennig-Magazin“ finden wir 1848 eine Abbildung des Geburtshauses von Bürger.

In Göttingen befindet sich heute ein von Gustav Eberlein (1847–1920) 1894 geschaffenes Denkmal. Der bayrische König Ludwig I. (1786–1868) ehrte Bürger für seine Werke 1817 mit einer Büste in der Walhalla. Bei deren Eröffnung 1842 wurden 96 der seit 1807 angefertigten Büsten in der Reihenfolge des Todesdatts aufgestellt. Daher steht Bürgers Büste bis heute neben dem Abbild der Zarin Katharina II. (1729–1796). Die bekannteste Erinnerung an Bürger und sein Werk ist jedoch der UFA-Film „Münchhausen“ von 1943 mit Hans Albers in der Titelrolle. Das Drehbuch verfasste Erich Kästner unter dem Pseudonym „Berthold Bürger“. Mit rund 6,5 Millionen Reichsmark Produktionskosten war der technisch aufwendige Streifen die zweitteuerste Filmproduktion der NS-Zeit und der erste deutsche Farbfilm.

Der kleine Ort Molwerswende – damals noch Molmerschwende – verdankt das erste Denkmal für seinen berühmtesten Sohn seiner reizvollen Umgebung. Der Ort gehörte zur Zeit Bürgers zum Territorium der Grafen von der Asseburg, die auch die Patronatsherren der Molmerswender Kirche waren. Durch seine Lage am Südrand des Harzes in der Nähe von Wippra, der Burg Falkenstein und der Konradsburg sowie des romantischen Leinetals gehört der Landstrich bis heute zu den bevorzugtesten Wandergebieten im Landkreis Mansfeld-Südharz. 1896 wanderten Sangerhäuser Gymnasiasten zur Burg Falkenstein und machten auch Rast im Pfarrhaus von Molmerswende. Allerdings konnte ihnen dort Pastor Arnold Emil Krahnert (1861–?) kein „Erinnerungszeichen“ an den Dichter zeigen. Somit wurde der Besuch der Schüler auch Anlass für die Literarische Gesellschaft Sangerhausen, als Ziel für ihren Sommerausflug den kleinen Ort Molmerswende zu wählen, und sie unterstützten später den Dorfpfarrer Krahnert bei seinen Bemühungen, ein Denkmal für den in Molmerswende geborenen Dichter zu errichten.

Die Bemühungen der Literarischen Gesellschaft waren erfolgreich. In der Zeitschrift „Kunst und Wissenschaft“ wurde 1903 bekanntgegeben: „Ein ‚Bürger‘-Denkmal ist am 26. Juli in dem Harzdorf Molmerschwende feierlich enthüllt worden. [...] Das Denkmal ist ein mächtiger, breiter Findlingsblock, der aus der Sangerhäuser Flur stammt. Das Rundbild des Dichters ist eingelassen. [...] Der Künstler [Bildhauer Künne, Berlin] hat sich das Tischbeinsche Bürger-Bild zum Vorbild genommen [...]. Von den Nachkommen legte die Urenkelin des Dichters, Fr. Eckert, einen Lorbeerkrantz am Denkmal nieder; dann übergab der Vorsitzende der literarischen Gesellschaft zu Sangerhausen, Bürgermeister Schnitzer, das Denkmal dem Dorfältesten.“

Allerdings verwendet der Schöpfer des Reliefs Arnold Künne (1866–1942) aus der Berliner Bildhauerschule auch das falsche Geburtsjahr 1748. Der Findlingsblock „aus der Sangerhäuser Flur“ stammt aus dem Garten von Gustav Adolf Spengler (1869–1961), dem Entdecker vieler fossiler Funde, darunter auch 1930 das Skelett eines Altmammuts in der Edersleber Kiesgrube, heute das wichtigste Exponat im Museum Sangerhausen, das auch den Namen des Finders trägt. Seine Tochter Anna Spengler (1896–1982) schreibt: „Die Funde auf unserem Acker! Täglich waren wir auf unserem Acker im Weinlager. Dadurch machte Vater schöne Funde. [...] Oberhalb des Feldes stand ein großer Menhir (ca. 5 Tonnen), ein Kohlensandstein, aufrecht, wo die Eltern immer bei Regen Schutz dahinter suchten. 1903 kam derselbe als Denkmal für Gottfried August Bürger nach Molmerschwende“. Der Transport des riesigen Steins 1903 von Sangerhausen mit fünf Pferdepaaren wurde zur Sensation und sogar auf Postkarten festgehalten.

Trotz der vielschichtigen Erinnerungskultur für Gottfried August Bürger gibt es nur ein einziges Museum, das sich seinem Werk widmet: das Gottfried-August-Bürger-Museum in Molmerswende. Viele Seiten würde



*Finding mit dem Relief von Arnold Künne, Denkmal für Gottfried August Bürger in Molmerswende, © Rosemarie Knape.*

die Aufzählung der Bemühungen von 1948 bis zum September 2023 um die Errichtung eines Museums im Geburtshaus für Gottfried August Bürger füllen. Einige Beispiele seien genannt: 1948 fand in Molmerswende eine „Bürger-Feier“ statt. Die Landesregierung spendete dafür 3000 Mark, ein kleiner musealer Raum entstand im Geburtshaus. Ab 1969 wurde eine Vereinbarung zwischen der Kirchengemeinde und der Gemeinde Molmerswende geschlossen über die Umnutzung des ehemaligen Pfarrhauses zum Gottfried-August-Bürger-Museum. 1983 verließen die letzten Bewohner das Haus, und es konnte nun insgesamt

museal genutzt werden. Nach der politischen Wende begannen bald die Vorbereitungen für eine Museumsneugestaltung. Der 1991 gegründete Freundeskreis Kunst und Literatur Harz e. V. unter Leitung von Renate Koschitzki beteiligte sich an der Planung und Durchführung dieses Vorhabens. Unter fachlicher Anleitung des Literaturwissenschaftlers Prof. Thomas Höhle (1926–2012) erarbeiteten Dr. Horst Scholke (Gleimhaus Halberstadt) und der Dipl. Grafikdesigner Czechowski (Halle) das Projekt. 1994 wurde aus Anlass des 200. Todestages Bürgers ein modernes Museum eröffnet, das jedoch 2011 aus statischen Gründen geschlossen werden musste. Leider war mit der Museumsneugestaltung keine grundhafte Sanierung des Hauses verbunden.

Mit den ersten Bemühungen 1948 um ein Museum begann auch gleichzeitig eine rege und zielgerichtete Sammlungstätigkeit; so ist jetzt eine bedeutende Sammlung zeitgenössischer Drucke Bürgers sowie auch eine außergewöhnliche Münchhausen-Sammlung vorhanden.

Zahlreich wurden nach der Schließung die Anstrengungen zur Sanierung und Wiedereröffnung des Geburtshauses Bürgers; zu nennen sind u. a. der Museumsverband Sachsen-Anhalt e. V., die Stadt Mansfeld, die Landesinitiative „Sachsen-Anhalt und das 18. Jahrhundert“ – hervorzuheben ist die immerwährende Unterstützung von Dr. Ute Pott, Leiterin des Gleimhauses in Halberstadt – und herausragend engagiert sich der 2003 gegründete Förderverein Gottfried-August-Bürger Molmerswende e. V. unter seinem Vorsitzenden Dr. Erwin Moras für die Wahrung und Pflege dieses besonderen literarischen Erbes. Anzuerkennen ist aber auch die Arbeit von Klaus Damert, dem ehemaligen Vorsitzenden des Fördervereins. Er digitalisiert das äußerst umfangreiche Privatarchiv des Berliner Verlegers und Verfassers einer Bürger-Biografie Helmut Scherer – der in Halle geborene Scherer hat mehr als 3 000 Bücher und Veröffentlichungen von und über Bürger zusammengetragen –, und Klaus Damert stellt sie ins Netz. Das Archiv wird damit der Öffentlichkeit zugänglich und dient umfangreichen Forschungszwecken.

Im Jahr 2021 konnte dank umfangreicher Fördermittel – besonders aus dem LEADER-Programm – endlich die Sanierung des Hauses beginnen und nach zweijähriger Bauzeit beendet werden. Mit Hilfe der Förderung durch Lotto-Toto entsteht in sieben Ausstellungsräumen auf insgesamt 150 Quadratmetern eine interaktive Ausstellung. In ihr sollen besonders Bürgers Kindheit im Ort, sein literarisches Werk und seine Kreativität bei der Erfindung von neuen Wörtern erfahrbar und erlebbar werden. Als voraussichtlicher Termin der Eröffnung wurde im Frühjahr 2023 der September/Oktobe des gleichen Jahres genannt.

Verbunden mit der statischen Sicherung und der baulichen Instandsetzung von Bürgers Geburtshaus war eine bauarchäologische Forschung an dem barocken Gebäude, das trotz Neubau-Planungen um 1852 und diverser Um- wie Anbauten erhalten geblieben ist. Das lag wohl auch an dem zeitgenössisch aufkeimenden Interesse am Leben des Literaten.

Die Bauaufnahme, bauhistorische Untersuchung und Dokumentation des ehemaligen Pfarrhauses erfolgte 2021 im Auftrag des evangelischen Pfarramtes St. Marien (Pfarrer Martin Kohlmann, Wippra) sowie der evangelischen Kirchengemeinde Molmerswende unter Leitung des Architekten Benjamin Rudolph, SUM MONUMENTU, Bürostandorte Weimar-Erfurt-Naumburg-Schöna (Hörsel), mit höchst aufschlussreichen Ergebnissen. Die dendrochronologischen Untersuchungen an Eichenbalken lassen „auf eine Bauzeit nach 1723 ± 5. schließen. Folglich ist [das eigentliche Pfarrhaus] jünger als der ehemals nördlich anstoßende (2019 abgebrochene) Anbau (von 1705/06) und wurde sekundär gegen diesen gestoßen“. Interessanterweise wurden auch zweitverbaute Hölzer nachgewiesen, die aus dem späten 16. Jahrhundert stammen und damit vermutlich auf ein Pfarrhaus hinweisen, das nach der Neugründung des Orts entstanden sein könnte. „Das Pfarrhaus-Hauptgebäude ist ein zweigeschossiger Satteldachbau über rechteckiger Grundfläche von etwa 7,20 x 14,60 Metern. Das verputzte Erdgeschoss weist eine Mauerdicke von 0,70 bis 0,80 Metern auf und besteht aus Stampflehm (Ostwand; Westwand) sowie verschiedenem Mauerwerk (Backstein [Ostwand], 14 teilweise Feldstein [Südwand]). 15 Teile der Westwand (Bereich Küche) wurden um/nach 1970 mit Betonhohlblocksteinen erneuert. Auf diesem Unterbau sitzt ein aus Fachwerk bestehender Oberstock. Die östliche Traufseite als Schauseite zeigt eine zweifach verriegelte Ständerkonstruktion aus Eichenhölzern mit geblatteten K-Streben in den Endfeldern und Drittelpunkten“.

Auch im Inneren ließen sich noch bauzeitliche Elemente nachweisen: „Die Decken bestehen aus sichtbaren Balken und Unterzügen, die erstbauzeitlich verputzt sind. In der Küche [...] haben sich der gemauerte Herdblock und der Rauchfang erhalten; der Tragbalken von letzterem datiert 1852/53 (d), was auf eine Erneuerung/Reparatur in diesem Jahr verweist [...]. Von dem Podest vor der großen Stube im Erdgeschoss aus erreicht man eine viertelgewendelte Treppe, die das Obergeschoss erschließt und in dieser Form aus dem 18. Jahrhundert stammen dürfte“. Die Befunde konnten durch archivalische Belege untermauert werden, denn die Kirchengemeinde nahm 1725 Kapital auf, „wegen zu wieder Auffbauung der von Einfall drohenden Pfarre und Glocken Thurms“ und „Aus dem Jahr 1753 liegt ein Inventarium Der Geistl. Gebäude zu Mollmerswende vor“, in dem auch das Pfarrhaus detailliert beschrieben wird. Der damalige Zustand entspricht im Wesentlichen auch der gegenwärtigen Situation mit Ausnahme weniger späterer Veränderungen. Außer dem Hauptgebäude mit dem Anbau werden noch diverse Nebengebäude des Pfarrhofs genannt, nämlich: Holzschuppen, Schafstall, Kuhstall, Kälberstall, ein weiterer Holzschuppen, Backhaus, Pferdestall, Wagenschuppen, Schweinekoben, Gänsestall und Baumgarten. Im Hof stand ein Brunnen. Ein weiteres Inventarium der Pfarre zu Molmerswende von 1832 listet an Gebäuden auf: „An Gebäuden. Ein Wohnhaus mit 3 Stuben, von denen nur 2 bewohnbar sind (eine 4te ehemalige Stube ist durch Abhandenkommen des Ofens zur Kammer geworden); acht Kammern, eine Küche, einen Keller und Dachboden. An Nebengebäuden: 1 Stallgebäude, worin Kuhstall, 1 Holzstall, 1 Pferdestall. Die Scheune ist im Jahre 1828 eingerissen“. Damit wird auch durch die bauarchäologische Forschung die hohe Authentizität des Molmerswender Pfarrhauses und damit des Geburtshauses von Gottfried August Bürger bestätigt.

Und nicht nur das. In Molmerswende, dem Geburtsort von Gottfried August Bürger, hat sich zudem ein einzigartiges authentisches Ensemble erhalten: Pfarrkirche und Pfarrhaus stehen zusammen auf einem parkähnlichen Platz, der nicht nur seit 1973 eine Büste des Bildhauers, Malers und Grafikers Heinz Beberniß (1920–2012) beherbergt, sondern ein kulturelles Zentrum der kleinen Gemeinde ist.

Die Bauzeit der Taufkirche Bürgers St. Stephani, eine kleine Fachwerkkirche mit Westturm und Welscher Haube, ist inschriftlich 1771 datiert, und in den letzten Jahren fanden umfangreiche Sanierungsarbeiten – ebenfalls mit Fördermitteln aus dem LEADER-Programm – statt. Zunächst plante die Kirchengemeinde im Jahr 2003 nur den Ausbau der Kirche Molmerswende zum Gemeindezentrum für das Kirchspiel Königerode, dessen Teil die Kirchengemeinde ist. Jedoch stellten sich bald erhebliche Schäden am Kirchturm, der 1949 letztmalig saniert worden war, heraus. Letztendlich wurde er – allerdings unter starkem Protest Molmers-

wender Bürger – 2009 abgerissen, 2013 begann der Wiederaufbau, der im Sommer 2015 mit der Inbetriebnahme der Turmuhr und der Glocken abgeschlossen wurde. Als Kompromiss zwischen dem Wunsch nach der alten Kirchturmsilhouette und einem möglichst kostengünstigen Bau entstand der neue Kirchturm. Die Turmhalle wurde in Anlehnung und moderner Interpretation des vorherigen Natursteingeschosses als Stahlbetonkonstruktion mit Sichtbetonoberfläche errichtet, die beiden Obergeschosse mit Kalksandsteinmauerwerk und der Turmhelm in traditioneller Zimmermannskunst als Welsche Haube neu gebaut. Die Dachlaterne ist der einzige Teil, der aus der Vorgängerkonstruktion erhalten werden konnte. Das Erdgeschoss wurde ausgebaut und kann dank einer speziellen Heizung ganzjährig als Gemeinderaum genutzt werden.

Mit der neuen Ausstellung im Geburtshaus Bürgers und der Nutzung seiner Taufkirche wird es sicher gelingen, das Alleinstellungsmerkmal des Gottfried-August-Bürger-Museums, das außergewöhnliche Ensemble aus Pfarrhaus, Park und Pfarrkirche in Molmerswende als kulturellen Mittelpunkt des Orts zu nutzen. Denn „gerade die evangelischen Pfarrersfamilien gelten als eine Keimzelle der deutschsprachigen Literatur des 18. Jahrhunderts, hier trafen in kleinbürgerlichem Milieu aufklärerische, emanzipatorische Gedanken, Kunstsinn mit dem in unmittelbarer Nähe oder am eigenen Leib erfahrenen Leben der unteren Bevölkerungsschichten zusammen. Gottfried August Bürger wurde von diesen Erfahrungen geprägt wie kaum ein anderer Literat seiner Zeit, sein Lebenswerk spiegelt das sehr deutlich wider. Dazu kommt, dass es in der unmittelbaren Region noch weitere authentische Geburts- und/oder Wirkungsorte bedeutender deutschsprachiger Literaten des 18. Jahrhunderts gibt: Im nahen Oberwiederstedt wurde Friedrich Freiherr von Hardenberg, genannt Novalis (1772–1801), geboren; aus Quedlinburg stammt Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803) [aufgewachsen in Friedeburg im Mansfelder Land]; und in Halberstadt wirkte der in Ermsthal geborene Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803). Allen dreien ist im jeweiligen Ort ein Museum gewidmet. In dieser Dichte stößt man kaum irgendwo auf so geballte Literaturgeschichte wie hier im Vorharz“, ebenso sind in der Nähe die Stätten, die in Eisleben und Mansfeld das Wirken und Schaffen Martin Luthers bewahren, dessen sprach-schöpferische Leistungen sich auch in Bürgers Werk widerspiegeln, zu finden.“

Möge es allen Akteuren nach der Wiedereröffnung des Museums zu Ehren Gottfried August Bürgers, besonders aber dem Landkreis Mansfeld-Südharz gelingen, das beschriebene, einmalige Ensemble in dem kleinen, aber aktiven Harzdörfchen Molmerswende in die großartige Kulturlandschaft Sachsen-Anhalts einzubetten und viele Gäste anzuziehen. Wünschenswert wäre auch, dass es gelingt, die Leitung des Museums in kompetente Hände zu legen.

„Bürgers Talent anzuerkennen, kostet mich nichts, er war immer zu seiner Zeit bedeutend; auch gilt das Echte und Wahre daran noch immer und wird in der Geschichte der deutschen Literatur mit Ehren genannt werden“. – „Es ist traurig anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel Bürger“ (Johann Wolfgang von Goethe: An Zelter, 6.11.1830 und aus „Maximen und Reflexionen“).

Rosemarie Knappe

#### Literatur:

Klaus Damert: Ums Morgenroth gefahren – Parodien, Politische Satire zu Bürgers Lenore, Book on Demand.

Helmut Scherer: Gottfried August Bürger. Der Dichter des Münchhausen. Eine Biographie, Berlin 1995.

Walter Schübeler: Bürger, Gottfried August. Biographie, Nordhausen 2012.

Ute Pott: Stellungnahme zur Sanierung des Gottfried-August-Bürger-Museums Molmerswende, Halberstadt 2010 (Manuskript).

Rosemarie Knappe: „Der Ritt auf der Kanonenkugel“ – Eine Anekdote, in: Heimat im Krieg 1914/18 – Spurensuche in Sachsen-Anhalt, Gegen das Vergessen, Wege einer Ausstellung, Museumsverband Sachsen-Anhalt e.V. Bernburg, 2019. [www.gottfried-august-buerger-molmerswende.de](http://www.gottfried-august-buerger-molmerswende.de).

# **300. Gedächtnisjahr der Errichtung des Leuchtenburger Zucht-, Armen- und Irrenhauses: 1724–2024**

Erst seit 150 Jahren ist die Thüringer Höhenfestung Leuchtenburg ein friedlicher Ort, der touristisch genutzt und für alle Menschen offen ist. Keine Selbstverständlichkeit, wie ein Blick in die Burghistorie zeigt, wurde die Abgeschiedenheit der Anlage mit ihren festen Mauern und dunklen Kellern doch von 1724 bis 1871 als Zucht-, Armen- und so genanntes Irrenhaus genutzt. Im Jahr 2024 jährt sich zum 300. Mal das historische Ereignis der Zuchthauserrichtung, in dessen Folge die Burg nicht nur intensiv umgebaut wurde, sondern auch tausende Menschen hier Strafarbeit leisteten. Anlass, diese Epoche näher zu beleuchten, in die Akten zu schauen und ein ganzes Themenjahr zu füllen.



*Die Leuchtenburg, Lithografie von Christian Carl Ludwig Hess, um 1850,  
Quelle: Archiv Museum Leuchtenburg.*



*Die Leuchtenburg im Jahr 2023. Heute wird die Burgenanlage touristisch genutzt, jährlich besuchen knapp 90 000 Gäste die Ausstellungen. Foto: Daniel Suppe, Stiftung Leuchtenburg.*

## **Ein fragwürdiges Jubiläum**

In der Vorbereitung der Veranstaltungen rutschen uns Mitarbeitern immer mal wieder die Worte heraus, dass wir doch im nächsten Jahr ein Jubiläum haben – 1724/2024 – 300 Jahre Zuchthaus, und dann stockt einem kurz der Atem – „es ist doch kein Jubiläum..., vielmehr ein Gedächtnis!“ Diese Diskrepanz spürten auch schon während des Anstaltsbetriebs die Verantwortlichen der Straf- und Besserungsanstalt, wie zur 100. Wiederkehr im Jahr 1824, im Nachrichtenblatt der unterhalb der Leuchtenburg gelegenen Stadt Kahla publiziert wurde: „Am 5ten September d. J. wurde auf der Leuchtenburg eine neue Orgel eingeweiht, und zugleich das Andenken des hundertjährigen Bestehens der dortigen Versorgungs- und Strafanstalten gefeiert. „Jubiläum“ sage ich mit Fleiß nicht; denn wo einem schon der Anblick mehrerer dort eingesperrter Verbrecher und Bösewichter, und das Rasseln ihrer Fesseln die Haut schaudern macht, oder wo man bei dem Thun und Treiben der unglücklichen Geisteskranken das Innerste seines Gemüthes erschüttert fühlt, da mag es wohl wenig zu jubilieren geben. Doch ist deshalb der Nutzen dieser Anstalten auf keine Weise in Abrede zu stellen“.

## **Armenfürsorge und Sozialdisziplinierung im Zeitalter der Aufklärung**

Diese Auffassung kann man heute nur unterstreichen! Herzog Friedrich II. von Sachsen-Gotha-Altenburg, als Initiator des Leuchtenburger Anstaltsbetriebes, hatte bereits 1705 die Einrichtung des Altenburger Magdalenenstifts möglich gemacht und ließ 1717 das dortige Waisenhaus ausbauen. Für die Leuchtenburg bedeutete die neue Nutzungsepoke im Zeitalter der Aufklärung auch bauliche Veränderung und damit einhergehend auch baulichen Erhalt. Der Nutzen für die Insassen ist sicher differenziert zu betrachten, doch stehen Armenversorgung, Bildung, Berufserlernen und Sozialisierung der Unterschichten außer Frage auf der Positivseite. Die Aufwendungen für die Umbauten auf der Leuchtenburg im ernestinisch-wettinischen

Herrschungsbereich waren immens. Im Februar schreibt der Herzog an seine Räte: „Nachdem aber die entworfenen Gebäude dergestalt weitläufig und kostbar, daß nach denen darzu deputirten wenigen Mitteln solche dergestalt zu errichten fast schwer anscheinen will, gleichwohl aber die Noth im Lande wegen des losen Gesindels dergestalt zunimbt, daß fast Niemand mehr, auch in wohlverwahrten Häußen, vor deßen Gewaltthätigkeit und Einbruch gesichert [...]“. Bereits 1722 sollte der Anstaltsbetrieb aufgenommen werden, als Seelsorger und Geistlicher war Johann Gottlieb Bergmann designiert, denn „[...] sind der Christ. Fürstl. Gemüther auch dahin besorgt gewesen, daß nebst der leibl. Versorgung derer auff gedachtes Hauß gebrachten Personen, auch die Seelsorge möchte beobachtet werden.“, schreibt Bergmann selbst in der Vorrede seines Kirchenbuches. „Weil es sich aber mit dem Bau biß in das 1724te Jahr verzogen [...]“, kamen die ersten Häftlinge erst am 14.9.1724 auf die Burg.



*Herzog Friedrich II. von Sachsen-Gotha-Altenburg. Er ordnete im Jahr 1720 an, die Leuchtenburg fortan als Zucht- und Besserungsanstalt zu nutzen und dafür großflächig umzubauen. Quelle: Archiv Museum Leuchtenburg.*

## **Erster und letzter Häftling**

Die Pfarrer dokumentierten jeden Neuankömmling in einem Register mit Name, Vorname, Geburtsdatum und -ort, Stand, Straftat und Haftdauer. Unter Nummer 1 ist im Jahr 1724 Samuel Gabler aus Schmölln registriert. Für zehn Jahre wurde er wegen Drohung mit Feuer inhaftiert. Am 2.2.1871 endet der letzte Eintrag mit der Nummer 5.187 für Friedrich Louis Müller. Er sollte drei Jahre im Zuchthaus bleiben, da er aus Schankhäusern mehrfach Kleider und Geld gestohlen hatte. Doch nur wenige Tage darauf erfolgte die Schließung. Hierzu schreibt der Pfarrer in seiner Chronik zum Jahr 1871: „Am 15. Februar wurden die 36 noch hier deternierten Gefangenen Mittelst Schlitten in Begleitung des hiesigen Oberaufsehers und der Aufseher und 7 Mann Militär in die Provinzialanstalt Zeitz übergeführt. Unter diesen Gefangenen befanden sich 15 männliche Zuchthäusler, 9 männliche Arbeitshäusler, 7 männliche Corrigenden. Von den Weibern gehörten 3 dem Corrections- und je eins dem Zucht- und Arbeitshause an. Am 14. Februar hielt der hiesige Geistliche auf dem Männerzucht-, wie auf dem Weiberhause einen längeren Abschiedsgottesdienst. Sämtliche Gefangenen waren aufs tiefste ergriffen und viele von ihnen sprachen nach dem Gottesdienste unter heißen Thränen den Dank für die geistlichen Segnungen aus, die ihnen hier in der Kirche und Schule- Abend- und Morgenandachten und im Verkehr mit ihrem Seelsorger zu Theil geworden war“. Hinter der Zahl 5187 stecken mehr als 4500 Einzelschicksale, denn 15 % aller Insassen waren Wiederholungstäter und mehrfach auf der Leuchtenburg.

## **Neue Ausstellungsvermittlung**

In der musealen Vermittlung im heutigen Museum der Leuchtenburg besteht die Aufgabe unter anderem darin, wie aus der großen Zahl an Insassen ein emotionaler Zugang zu den Schicksalen der Einzelnen erreicht werden kann. Wie ein Eintauchen in die Lebensumstände von damals möglich wird, ohne dass man sich von der Zahl der Tausenden abschrecken lässt, ohne dass man Berge von Akten lesen muss. So entstand die Idee eines Spiegels, der über digitale Inhalte und Steuerung wie im Märchen beginnt zu sprechen. Der Gast von heute sieht zunächst sein eigenes Ebenbild, um den sich in weißen Linien die Umrissse eines Zuchthaus-Insassen von „damals“ formen. Dann beginnt in „Ich-Form“ das digitale Spiegelbild zu sprechen und seine Geschichte zu erzählen. Aus der Menge an Schicksalen wurden sechs ausgewählt. Die Geschichten sind jeweils drei Minuten lang. So erzählt beispielsweise der 17-jährige Johann Christlieb Planert, warum er 1745 inhaftiert und am nächsten Tag vom Zuchtmaster totgeprügelt wurde und was bei der Obduktion seines Leichnams herauskam. Susanna Marie Rendler berichtet, wie sie 1740 ins Zuchthaus kam, weil man sie nach einer Vergewaltigung als Ehebrecherin anklagte. Das daraus entstandene Kind verlor sie, wie auch später noch weitere. Sie blieb noch bis zu ihrem Tod mit 76 Jahren im Armenhaus der

Burg. Johann August Rothe erzählt, warum er als Ausbrecherkönig der Leuchtenburg galt, liest seinen Abschiedsbrief vor, der als Beweismittel der Flucht in den Akten aufbewahrt wurde und nennt Details seines spektakulären Ausbruchs. Gottlieb Friedrich Arge schließlich schwärmt verliebt von seiner Mit-Insassin Dorothea, mit der er 1756 einen unerlaubten und romantischen Briefwechsel führte.

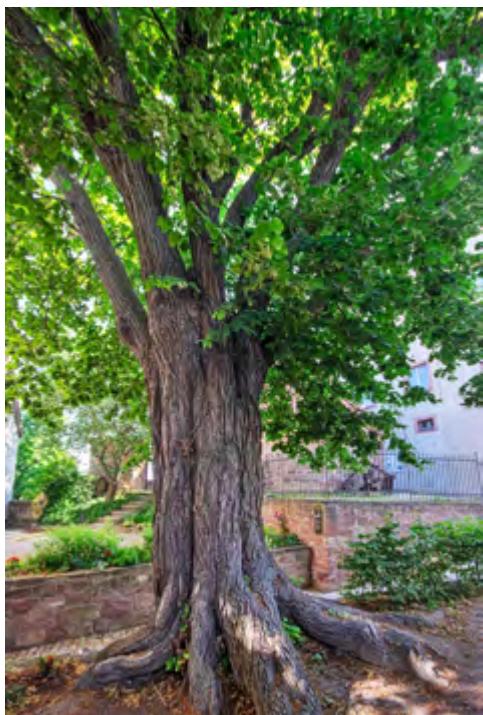
Der digitale Spiegel wurde dafür in eine raumhohe polygonale Skulptur gefasst, die allein bereits Aufmerksamkeit erzeugt und in unterschiedlichen Ansichten und Brechungen sein Gegenüber reflektiert.



Blick in den Ausstellungsteil zur Zuchthauszeit im Wehrturm der Leuchtenburg mit digitalem Spiegel und Recherchedatenbank.  
Foto: Andreas Matthes, KOCMOC-exhibitions.de.

## Datenbank und Recherchetool

In einer weiteren Raumnische steht ein sich dem Spiegel unterordnender mannshoher Monitor, eingefasst in eine rostige Stahloptik. Über ein Touchdisplay ermöglicht dieser nun eine umfassende Einsicht in die Datenbank aller Häftlinge, wahlweise mit zusätzlichen Dokumenten, für all diejenigen, die aufgrund der emotionalen Ansprache sich auf eine tiefere Vermittlung einlassen wollen. Die Aktenlage zur Straf- und Besserungsanstalt könnte kaum besser sein. Von Personal- und Kriminalakten, von herzöglichen Kanzleiakten bis zu kirchlichen Chroniken ist eine derart große Zahl an originalen Zeugnissen erhalten, dass mit der aktuell zugänglichen Ausstellung lediglich eine erste Basisarbeit geleistet wurde, die noch viele Jahre fortzuführen sein wird.



300-jähriger Lindenbaum im Burghof,  
Foto: Günther Kühnel, Unifok Jena e.V.

Eine statistische Betrachtung zeigt, dass  $\frac{3}{4}$  aller Insassen Männer waren und  $\frac{1}{4}$  Frauen. Die „Top 10“ der Einlieferungsgründe waren 1. Diebstahl (43 %), 2. „ausschweifendes, liederliches Leben“ (10 %), 3. psychische Erkrankungen, in den Akten mit Melancholie, Epilepsie, Blödsinn oder Schwachsinn bezeichnet (9 %), 4. Betrug (5 %), 5. Landstreichelei (3 %), 6. Ehebruch (3 %), 7. Betteln (2,75 %), 8. Veruntreuung (1,6 %), 9. Fahnenflucht 1,5 % sowie 10. Armut (1,5 %). 60 % der Insassen wurden als Straftäter dem Zuchthaus zugeordnet, 24 % dem Arbeitshaus, 10 % dem Armenhaus (hier auch die psychisch Erkrankten), 6 % der Korrektionsanstalt, und nur einige wenige Einträge beziehen sich auf Festungshaft, Untersuchungshaft oder Staatsgefängnis. Die Auswertung der Herkunftsorte zeigt eine starke regionale Prägung, denn 68 % kamen aus der direkten Nähe um die Leuchtenburg und die Osthüringer Region, mit den „Brennpunktstädten“ Altenburg (13 %), Ronneburg (5 %), Eisenberg (4,7 %), Stadtroda (3 %) und Kahla (3 %). Nur 1,6 % der Insassen kamen aus der Region um Leipzig, 1,3 % aus der Region um Dresden, und weitere 1,3 % aus der Region um Halle. Die Berufszugehörigkeiten waren in den „Top 3“ 1. Handarbeiter und Tagelöhner (17 %), 2. Bauern (11 %) sowie 3. Dienstknechte oder Dienstmägde (9,8 %). Verschiedene Suchalgorithmen machen diese digitale Datenbank insbesondere für regionale Chronisten, Heimat- und Familienforscher interessant.

## **300. Lindengeburtstag und Feierlichkeiten**

Die Einzige, die tatsächlich ein Jubiläum hat, ist die alte Burglinde. Sie wurde mutmaßlich zur Errichtung des Zuchthaus um 1724 gepflanzt und begrüßt als Grande Dame jeden Gast am Torhaus persönlich. Dazu ist bereits ihre Wurzel als grüßendes Zeichen aus der Mauer heraus gewachsen und für ihre weitere Entwicklung wurde extra Platz zwischen den Sandsteinen gelassen. Die majestätische Sommerlinde hat aktuell einen Stammumfang von 3,99 m, einen Durchmesser von 1,27 m und eine den gesamten vorderen Burghof überragende Krone. Im Jahr 2024 soll unter ihr gern wieder getanzt und gesungen werden, im Kontrast zum Redeverbot, was damals im Zuchthaus herrschte. Anlässlich des 300. Gedächtnisjahres der Leuchtenburg als Zucht-, Armen- und Irrenhaus soll auch mit einem Kunst- und Musikfestival sowie spezieller Erlebnispädagogik in das Burgleben von vor 300 Jahren eingetaucht werden. Die Stiftung Leuchtenburg lädt als Burgeigentümerin an 365 Tagen ein, die verschiedenen Facetten dieser Zeit kennen zu lernen.



*Originale Zuchthausketten, Foto: Guntard Linde,  
Archiv Museum Leuchtenburg.*

## **Thematische Veranstaltungen und Ausstellungen 2024**

- Zuchthaus-Ausstellung im Münzturm mit digitalem Spiegel
- Besichtigung des alten Männergefängnisses mit Hockzellen in Spezialführungen
- Wassertreten im 80 m tiefen Burgbrunnen mit filmischen Darstellungen vom Zuchthausalltag
- gänzjährig für Ortschronisten und Familienforscher: historische Recherchemöglichkeit zu allen Inhaftierten
- Buchpräsentation und Fachvorträge
- 1./2. Juni 2024, 9–18 Uhr: Lindenfest mit Kunst, Musik und Erlebnispädagogik
- 2. Juni 2024, 14 Uhr: ökumenisches Gedenken in der Porzellankirche

*Ulrike Kaiser*

Leuchtenburg (Ausstellung und Gastronomie), Dorfstraße 100, 07768 Seitenroda, Tel. 036424-713300, täglich geöffnet von 9 bis 18 Uhr, [www.leuchtenburg.de](http://www.leuchtenburg.de)

## Stolpern in Gedanken

Der Berliner Künstler Gunter Demnig verlegte 2023 den 100 000. Stolperstein

1968 hisste der zwanzigjährige Gunter Demnig vom Dach einer Garage die US-amerikanische Flagge, auf der hatte er die berühmten Sterne durch Totenköpfe ersetzt. Diese Aktion brachte ihn kurzzeitig in polizeilichen Gewahrsam – und seiner Persönlichkeit eine gewisse Aufmerksamkeit.

Auch mit seinem bekanntesten Projekt, den Stolpersteinen, macht der Künstler bis heute nichts anderes: Er zeigt Flagge. Wie er auf den Namen „Stolperstein“ kam, der inzwischen europaweit ein Begriff ist, kann Demnig nicht mehr rekonstruieren. Nach seinen Kunststudien in Berlin und Kassel arbeitete er zunächst in den Bereichen Denkmalsanierung und Bauleitung. Über das Organisieren von Installationen und Performances kam er in den 1980er Jahren zurück zur Kunst. Anlass für die erste Steinverlegung war eine als einmaliges Ereignis geplante Kunstaktion, die an die Deportation von Sinti und Roma aus Köln erinnern sollte: Am 16. Dezember 1992 wurde ein Stein mit einer Messingplatte vor dem historischen Kölner Rathaus in den Boden eingelassen. Anders als bei den bekannten Nachfolgern, wurde in diesen Teststein kein Name einer Person eingeschlagen, sondern in einem 15-zeiligen Text der Deportationsbefehl Heinrich Himmlers zitiert, beginnend mit „Auf Befehl des Reichsführers-SS vom 16.12.1942 ...“ – womit der Bezug zum Datum des Verlegens hergestellt ist, sodass der Rest des Nazi-Textes entbehrlich wird. Aus heutiger Sicht ist es eine sehr gute Entscheidung gewesen, auf folgenden Gedenksteinen nicht den Tätern, sondern den Opfern eine metallene Plattform zu geben.



Sofern der letzte Wohnort eines Menschen nicht mehr bekannt ist, wird mitunter der Arbeitsplatz auf dem Stolperstein angegeben,  
Foto: Katja Demnig.

Die Ziele des Kunstprojekts sind klar: „Gedacht wird mit diesem Projekt aller verfolgten oder ermordeten Opfer des Nationalsozialismus: Juden; Sinti und Roma; politisch Verfolgten; religiös Verfolgten; Zeugen Jehovas; Menschen mit geistiger und/oder körperlicher Behinderung; Menschen, die aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder ihrer Hautfarbe verfolgt wurden; als „asozial“ stigmatisierte und verfolgte Menschen, wie Obdachlose oder Prostituierte; Zwangsarbeiter und Deserteure; – letztlich aller Menschen, die unter diesem Regime leiden mussten“. Wie auf der Website [www.stolpersteine.eu](http://www.stolpersteine.eu) zu lesen ist.

Ein Stolperstein ist so viel mehr als die glänzende Messingplatte, die Passanten zwischen den eher grauen Gehwegen ins Auge springt. Bis es zur Verlegung kommt, müssen mehrere Vorgänge vorausgegangen sein: einen Antrag stellen; die Finanzierung gewährleisten; eine Kurzbiografie des Menschen erstellen, an den erinnert werden soll; die Inschrift mit den Daten festlegen; den Stein herstellen, bestehend aus einer Betonbasis und der Messingplatte; einen Termin für die Verlegung vereinbaren, an dem Familie, Freunde, Bekannte teilnehmen können und Gunter Demnig zur Verfügung steht. Jeder einzelne Stein wird von einem Bildhauer per Hand hergestellt, die sichtbare

Messingplatte gießt er in einen Betonstein, der tief in den Boden versenkt wird. Die allermeisten der Stolpersteine verlegt Gunter Demnig weiterhin selbst – auch um sicher sein zu können, dass die gewohnte Qualität gewährleistet bleibt. Entsprechend ist der Künstler auf Monate hinaus ausgebucht.

Als Gunter Demnig das Projekt Anfang der 1990er Jahre ins Leben rief, ahnte niemand, dass sich diese Idee grenzüberschreitend vervielfältigen würde. Bislang wurden in mehr als 1 200 deutschen Städten und in über 30 europäischen Staaten Stolpersteine verlegt. Am 26. Mai 2023 versenkte Demnig den 100 000. Stolperstein in Nürnberg, um an Johann Wild zu erinnern, der dort in der Bartholomäusstraße 29a mit seiner Frau Emma und der Tochter Elvira gewohnt hatte. Vorgeworfen wurden ihm seine linke Gesinnung und das Hören von ausländischen Radiosendern. Für diese „Verbrechen“ wurde er am 17. Mai 1941 hingerichtet, wie auf seinem Stein zu lesen ist. Dass der 100 000. Stolperstein in jener Stadt platziert ist, in der den Nazi-Verbrechern der Prozess gemacht wurde, gibt dem Jubiläum eine zusätzliche Bedeutung. Gemessen an den zwölf Millionen Menschen, die von den Nazis ermordet wurden, nimmt sich die eigentlich beachtliche Zahl der bislang verlegten Stolpersteine schon wieder gering aus.



Gunter Demnig verlegt einen Stolperstein in Oslo, Norwegen, 2017, Foto: Katja Demnig.

Einer enormen positiven Resonanz stehen Gegner des Projekts gegenüber. Sie kritisieren, dass die Namen im Boden des öffentlichen Raums von jedem mit Füßen getreten werden können, wie es damals schon einmal mit den gleichen Menschen geschehen sei. Doch die quadratischen, 96 mal 96 Millimeter großen Metallplatten sind Gedenktafeln, keine Grabsteine – die würde man sicher nicht ohne Bedenken betreten. Und wer dennoch auf den Stolpersteinen herum trampeln will, den wird man kaum davon abhalten können.

Die meisten Menschen erleben die überraschend im Alltagspflaster auftauchenden, goldfarbenen Unterbrechungen positiv, halten inne, neigen sich zu den Steinen hinab – was wie eine späte Verbeugung gedeutet werden kann – und lesen den Namen, den Geburts- und Sterbetag. Dabei stehen sie vor dem letzten bekannten Wohnort, bevor er oder sie floh, sich das Leben nahm oder abgeholt wurde. „Man stolpert nicht und fällt hin, man stolpert mit dem Kopf und mit dem Herzen,“ wie Gunter Demnig gern einen Befürworter seines Kunstprojekts zitiert.

Dagmar Ellen Fischer

Kontakt: [info@stolpersteine.eu](mailto:info@stolpersteine.eu)

# **Das John-Cage-Orgel-Kunst-Projekt in Halberstadt**

Vor zwanzig Jahren erklangen die ersten Orgelpfeifen

Zur Musikgeschichte Halberstadts gehört auch ein ganz „verrücktes“ Projekt, nämlich eine auf 639 Jahre angelegte Realisierung des Orgelstücks ORGAN2/ASLSP des amerikanischen Komponisten und Avantgardekünstlers John Cage (1912–1992). Ver-rückt in der Bedeutung „nicht am üblichen Platz befindlich“ ist dieses Projekt, weil es die herkömmlichen Erwartungen der Musikfreunde an ein Konzert, etwa an Melodie und Rhythmus oder auch es im Ganzen zu Ende hören zu können, nicht erfüllt. Aber man kann mit offenen Ohren und mit offenem Geist in der fast tausend Jahre alten Burchardi-Kirche seit Beginn des 3. Jahrtausends eine Zeit- und Klangerfahrung ganz eigensinniger Art erleben. Ein wahrhaft transepochales Zeit-Stück, einen Klang-Raum mit erlebter Gegenwart zwischen Vergangenheit und Zukunft, ein weltweit anerkanntes Referenzprojekt moderner Musik und Kunst, das John-Cage-Orgel-Kunst-Projekt.

## **Zeit-lose Klänge, still im Raum**

Manche Besucher sehen aufgrund der in der Kirche angebrachten datierten Spendertafeln nur einen skurilen Indoor-Friedhof mit Musik. Andere entdecken an den Wänden die Spuren von mehr als 639 Jahren Vergangenheit, erkennen in der Klang-Skulptur die gleichsam graphische Notation der jeweiligen wenigen Töne und hören einen höchst diffizilen und im Raum changierenden Klang. Manch einer hat das Gefühl, ein Stück Ewigkeit zu erfahren. Die Muße und sanfte Gelassenheit, mit der viele Hörer die unnachahmlichen Klänge aufnehmen, hat oft etwas Meditatives. Darüber hinaus fasziniert die meisten Besucher der philosophisch-optimistische Umgang mit der Zeit und mit der Zukunft. In einer Gegenwart, in der Viele bis zur Erschöpfung von Termin zu Termin hetzen, man also buchstäblich keine Zeit hat, wird ein Projekt begonnen, dessen Dauer in etwa der Gesamtbauzeit des Kölner Domes entspricht. Klänge, die Monate oder Jahre andauern, vermitteln ein Gefühl der Zeitlosigkeit oder des Anhaltens der Zeit. Das Kontinuum der Zeit und der Geschichte scheint aufgesprengt, ohne dass auf Uhren geschossen wurde. Mit Walter Benjamin könnte man von einer Gegenwart sprechen, die nicht Übergang ist, sondern in der die Zeit einsteht und zum Still-Stand gekommen ist. Und wenn dieses Projekt, wie es heute geplant ist, bis zum Schluss realisiert wird, dann hat zumindest das Gebäude der ehemaligen Burchardi-Kirche am 4. September 2640 einen so langdauernden Frieden erlebt wie noch nie zuvor in der Geschichte.

## **Cage, aber warum Halberstadt?**

John Cage, 1912 in Los Angeles geboren und 1992 kurz vor seinem 80. Geburtstag in New York gestorben, war nie in Halberstadt. Als Schüler von Arnold Schönberg arbeitete er nicht nur als Musiker, sondern auch als Philosoph, bildender Künstler und Sprachartist. Er hat die moderne Musik revolutioniert. Für ihn sind alle Klänge, Töne und Geräusche gleichberechtigt, haben alle gleiche Würde. Ihn interessierten vor allem die neuen, noch nicht gehörten, überraschenden Klänge. Sein Umgang mit dem Klangmaterial kann man als De-Komposition bezeichnen; die Subjektivität des Komponisten, seine Neigungen und Abneigungen, sollen zurückgenommen werden, deshalb arbeitete er sehr viel mit Zufallsoperationen. Es ging ihm um die Ausschöpfung aller Möglichkeiten formaler und struktureller Beziehungen, um die schillernde Vielfalt des Nichtstrukturierten. Er war an der Einleitung von Prozessen interessiert, deren Fortgang nicht vorhersehbar ist. Er trat für die Utopie eines nicht-intentionalen, nicht-instrumentellen Lebens, eines einfachen So- und Da-Seins ein, für die Freiheit und die Offenheit. „I am for the birds, not for the cages“ – was ebenso für das gilt, was wir Stille nennen, die für Cage nur die Abwesenheit von beabsichtigten Klängen bedeutet. Sind Cage, seine Musik, seine Ideen damit nur etwas für eingeweihte Hardcore-Avantgardisten? Ennio Morricone, einer der populärsten (Film-)Komponisten, hatte sich John Cages Beharrlichkeit zu Herzen genommen, dass „alle Klänge der realen Welt ... zur Musik gehören“, wie er in seiner Gesprächs-Autobiographie bekannte. Die langen, nur mit Geräuschen gefüllten Anfangsminuten von Sergio Leones Klassiker „Spiel mir das Lied vom Tod“ sind eine der großartigsten Würdigungen von Cage und seinem stillen Stück „4'33“.

1985 hat Cage für einen Klavierwettbewerb das Stück ASLSP mithilfe von Zufallsoperationen komponiert. 1987 hat er den doppeldeutigen Titel – As Slow as Possible, aber auch der Verweis auf „Soft morning, city! Lsp!“ aus dem letzten Absatz von James Joyce' Finnegans Wake: as Lsp – zu einem neuen Stück für Orgel umgeschrieben: ORGAN2/ASLSP. Beteiligt war dabei der deutsche Organist Gerd Zacher, dem dieses Stück gewidmet ist. Er hat es im selben Jahr in Metz in etwas über 29 Minuten uraufgeführt. Das Stück besteht aus acht Teilen, von denen jeder gespielt werden muss und jeder wiederholt werden kann. Nichts ist festgelegt – außer der Tonhöhe und der relativen Dauer der Klänge. Eine Klaviersaita verklingt. Die Orgel ist ein Blasinstrument, das Töne halten kann, solange sie mit Wind versorgt wird. Was also heißt „so langsam wie möglich“ bei einer Orgel? 1998 haben auf der zweiten Tagung für neue Orgelmusik in Trossingen Komponisten, Organisten, Musikwissenschaftler, Orgelbauer, Theologen und Philosophen, von denen einige eng mit Cage zusammengearbeitet haben wie Heinz-Klaus Metzger und Hans-Ola Ericsson, mit anderen, die von Cage fasziniert waren, wie Christoph Bossert und Jakob Ullmann, die damals im wörtlichen Sinne u-topische Idee einer Realisierung dieses Stücks, das sich an der Lebensdauer einer Orgel orientiert, entwickelt.

In der Halberstädter Burchardi-Kirche wurde durch die Vermittlung von Johann Peter Hinz zuerst der Ort der Aufführung gefunden. Dann erinnerte man sich, dass Halberstadt schon einmal Orgel- und Musikgeschichte geschrieben hat. Mitte des 14. Jahrhunderts gab es im Halberstädter Dom die wahrscheinlich erste Großorgel mit einer 12-tönigen Klaviatur. Michael Praetorius – der wichtigste Musiktheoretiker des 17. Jahrhunderts und Komponist des Liedes „Es ist ein Ros‘ entsprungen“ – hat die Orgel noch, allerdings in einem unbespielbaren Zustand, gesehen. Er beschreibt im zweiten Band seines Syntagma Musicum von 1619 die Blockwerksorgel, deren Prospekt etwa acht Meter breit war, mit Pfeifen aus Blei, diese dünn mit Zinn belegt und bemalt, die größten davon 32 Fuß hoch und mit zweimal zehn Tretbälgen bestückt. Die Fertigstellung dieser Orgel von Nicolaus Faber 1361 gab die Orientierung für die Dauer der Aufführung: Mit der Jahrtausendwende als Spiegelachse wurde die Dauer auf 639 Jahre festgelegt und durch Christoph Bossert und

Rainer O. Neugebauer die Klangwechsel des ersten Teils bis 2072 berechnet. Am 5. September 2000, Cages 88. Geburtstag, startete das Projekt in Halberstadt. Ein Jahr später trat der Blasebalg in Aktion, 2003 erklangen die ersten Pfeifen auf der provisorischen Orgel. 2006 war sehr hektisch, es fanden zwei Klangwechsel in einem Jahr statt. Seit 2012 erklingen nur die beiden 16-Fuß-Baßpfeifen c' und des' – letztere übrigens bis zum Jahr 2071. Ein Sound, der zwischen Maschinenraum und Hamburger Hafen changiert. Vom 5. Oktober 2013 an gab es einen Fünfklang, der sich fast sieben Jahre lang, bis zu Cages 108. Geburtstag im Jahr 2020, nicht geändert hat. Der nächste Klangwechsel findet am 5. Februar 2024 gegen 15 Uhr statt.



Besucher der Burchardi-Kirche fragen nach den Geheimnissen der Cage-Orgel, ©John-Cage-Orgel-Stiftung Halberstadt, Foto: privat.

## Offene Fragen, wunderbar

Was hätte Cage zum Halberstädter Projekt gesagt? Man kann bestenfalls spekulieren. Cage – immer radikal, niemals konsequent – hat auf den Vorwurf, seine Stücke seien zu lang, geantwortet, dass er selbst für sein berühmtes stilles Stück 4'33" (vier Minuten 33 Sekunden), dessen drei Sätze mit „Tacet“ überschrieben sind, „a very long performance“ für nötig hielt. Aber: Sind hunderte von Jahren selbst für ASLSP nicht etwas zu lang? Ist es gar, nach Gerd Zacher, nur ein auf einen Gag reduzierter Jahrhundertespuk?

Über diese und andere Fragen streitet die Nach- und Fachwelt lustvoll. Ist der künstlerische Ansatz nicht ein wenigdürftig? Wie genau werden die Zeitpunkte der Klangwechsel berechnet? Müssten die Klangwechsel selbst nicht ebenso gedeckt werden wie die Klänge? Durfte man die „Pause“, mit der das Stück beginnt, einfach beenden? Kann man zunächst ohne Orgel und dann mit einem unvollständigen, provisorischen Instrument überhaupt eine Aufführung anfangen? Was ist, wenn wir vor lauter Ungeduld zu schnell gespielt haben und der Zeit elf Monate voraus sind? Darf man das später durch langsameres Spielen kompensieren? Was heißt dann langsamer als „as slow as possible“? Was ist, wenn das Konzert unterbrochen wird, weil der Blasebalg ausfällt? Wer sind eigentlich die Musiker bei diesem Konzert? Ist es überhaupt ein Konzert, wenn oft keine Hörer anwesend sind? Jeden Abend, wenn die letzten Besucher gegangen sind, heißt es dann: Die Kirchtür zu und alle Fragen offen! Cage hätte sich gefreut, er liebte Fragen: „That is a very good question. I should not want to spoil it with an answer“.

Die New York Times fand im Jahr 2006 etwas typisch Deutsches an diesem Projekt, nämlich, dass es noch da ist. Und das ist nicht selbstverständlich, denn das Geld ist gerade für ambitionierte und avantgardistische Kunst und Kultur knapp. Getragen wird das Projekt von einer privaten Stiftung, die mit minimalem Grundkapital ausgestattet ist und rein ehrenamtlich geleitet wird, und es lebt in erster Linie von der Spendenbereitschaft der Cage-Enthusiasten, privater Förderer und der vielen Besucher. Eine John-Cage-Akademie befindet sich im Aufbau. Viele Konzerte, Lesungen, Ausstellungen, Seminare in Kooperation mit Musikhochschulen aus dem In- und Ausland, Meisterkurse, Workshops, der hochangesehene Cage Award for contemporary music und wissenschaftliche Tagungen mit internationaler Beteiligung sind dazu stark beachtete Vorarbeiten.

Für die einen wurde in St. Burchardi ein musikalisches Apfelbäumchen gepflanzt, für die anderen ist es eine musikalische Flaschenpost nach der Idee eines amerikanischen Anarchisten, der dem Zen-Buddhismus nahestand. ORGAN2/ASLSP ist ein gleichzeitig radikales, irritierendes, offenes und äußerst sanftes Kunst-Projekt, „ – 's geht über Menschenwitz, [...] des Menschen Auge hat's nicht gehört, des Menschen Ohr hat's nicht gesehen“. Ein Traum so seltsam angezettelt. Eine ehemalige Klosterkirche als Klang(t)raum, der mehr als 639 Jahre Vergangenheit sichtbar werden lässt und mit der Kraft Ernst Bloch'scher Hoffnung für mehr als 639 Jahre Zukunft gefüllt ist.

Rainer O. Neugebauer

## **Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat fördert weiterhin**

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat fördert jährlich entsprechend ihren Stiftungszwecken länderübergreifend die mitteldeutsche Kultur durch Veröffentlichungen auf den Gebieten der Geschichte, Kunst und Wissenschaft sowie Ästhetik der Kulturlandschaft.

Die Antragsformulare und die Hinweise zur Stellung von Förderanträgen sind unter [www.stiftung-mkr.de](http://www.stiftung-mkr.de) abrufbar.

Die Antragsfrist für Förderungen im Haushaltsjahr 2025 endet am 30. Juni 2024. Für das Haushaltsjahr 2024 können keine Förderanträge mehr gestellt werden.

Für weitere Fragen oder Anliegen wenden Sie sich bitte an die Geschäftsstelle unter [bohl@stiftung-mrk.de](mailto:bohl@stiftung-mrk.de)

## In eigener Sache: Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

Rückblick: Festveranstaltung 375 Jahre Bibliothek  
des Evangelischen Ministeriums

Ausblick: Vorbereitung Festveranstaltung mit Jahrestagung zum Jubiläum  
70 Jahre MKR, 11. bis 14. September auf der Leuchtenburg Seitenroda.

### 25 Jahre Förderverein der Bibliothek des Evangelischen Ministeriums im Augustinerkloster Erfurt e.V.

Am 25. Mai 2023 lud der Förderverein der Bibliothek des Evangelischen Ministeriums im Augustinerkloster Erfurt e. V. zu einer Festveranstaltung ein. 375 Jahre Bibliothek des Evangelischen Ministeriums Erfurt und 25 Jahre Förderverein der Bibliothek des Evangelischen Ministeriums im Augustinerkloster Erfurt e. V. sollten gebührend gefeiert werden. Die Veranstaltung hatte pandemiebedingt verschoben werden müssen und wurde an diesem Tag nachgeholt. Viele Besucher und Gäste folgten mit großem Interesse der Begrüßung durch den Leiter der Bibliothek des Evangelischen Ministeriums, Dr. Michael Ludscheidt, der zugleich Vorsitzender des Rates der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat ist. Es folgten Grußworte von Senior Dr. Matthias Rein, Evangelischer Kirchenkreis Erfurt, und vom Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Erfurt, Andreas Bausewein.

Die Archivleiterin Christina Neuß M. A., Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland, hielt den Festvortrag zum Thema „Überlegungen zum Umgang mit der Bücherfülle im Lutherland. Das Bibliotheksprojekt der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland“. Musikalisch begleitet wurde der Abend von Dr. Anne Bezzel an der Harfe. Abschließend lud Prof. Dr. Andreas Lindner, Vorsitzender des Fördervereins, die Gäste und Besucher zum Empfang ein.



Im Austausch nach der Festveranstaltung (v.l.n.r.): Prof. Dr. Andreas Lindner, Dr. Michael Ludscheidt, OB Andreas Bausewein, Senior Dr. Matthias Rein,  
Foto: Gabriele Bohl.

Am darauffolgenden Tag besuchte die dem Vorstand gehörende Geschäftsführerin der Stiftung, Gabriele Bohl, die Leuchtenburg in Seitenroda. Dort wurde sie herzlich von Dr. Ulrike Kaiser, Direktorin der Leuchtenburg und neues Mitglied im Rat der Stiftung MKR für das Land Thüringen, empfangen. Der Austausch des Vorstands mit Mitgliedern des Stifungsrates ist für eine konstruktive Zusammenarbeit unerlässlich, insbesondere im Hinblick auf das im Jahr 2025 vom 11. bis 14. September anstehende Jubiläum 70 Jahre MKR, welches bereits vorbereitet wird, gilt es, die Kontakte kontinuierlich zu pflegen.

Gabriele Bohl



Gabriele Bohl, Geschäftsführerin der Stiftung MKR, beim Besuch auf der Leuchtenburg mit Direktorin Dr. Ulrike Kaiser, Mitglied im Rat der Stiftung MKR für das Land Thüringen, Foto: Gabriele Bohl.

**Sehr verehrte Empfänger und Leser des „Mitteldeutschen Jahrbuchs für Kultur und Geschichte“ und des „Kultur Reports“,**

die Stiftung „Mitteldeutscher Kulturrat“ hat seit Jahrzehnten den satzungsgemäßen Auftrag, die mitteldeutsche Kultur durch finanzielle Zuwendungen und durch Veröffentlichungen zu pflegen. Das ist ihr seit 1976 durch verzinsten gemeinnützige Kapitalanlagen bisher immer im Rahmen ihres selbstlosen Stiftungsauftrags gelungen.

Der Kapitalmarkt unterliegt erheblichen Schwankungen, und es wird für den Mitteldeutschen Kulturrat trotz intensiver Sparsamkeit und zahlreicher Spender in den nächsten Jahren dennoch immer schwerer, die von den Autoren ehrenamtlich verfassten Beiträge zu veröffentlichten sowie Sie als Empfänger und Leser dieses kostenlosen Hefts mit vielfältigen kulturellen Beiträgen Mitteldeutschlands zu erfreuen.

Die ohnehin geringen Erträge sinken weiter. Hält diese Entwicklung an, so wird die Erfüllung des Stiftungsauftrags zunehmend in Frage gestellt. Umso dringlicher ist

der Mitteldeutsche Kulturrat auf die Unterstützung möglichst vieler Spenderinnen und Spender angewiesen, um auch künftig über die Bemühungen zur Pflege, Förderung und Erhaltung der mitteldeutschen Kultur in seinen Publikationen berichten zu können.

Der Vorstand der Stiftung hofft, dass sich der Kreis der Spender noch erweitert, um ihre Publikationen uneingeschränkt veröffentlichen und fortsetzen zu können.

Das Spendenkonto des Mitteldeutschen Kulturrats lautet:

DE79 370 501 98 00000 71 258  
COLSDE 33 XXX

Ihre Spenden sind jährlich bei dem für Sie zuständigen Finanzamt absetzbar.

Mit besten Grüßen

Der Vorstand der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

**Hinweis von der Geschäftsstelle:** Rezensionen aus dem Mitteldeutschen Jahrbuch (ab Ausgabe 2018) können auf der Plattform der Bayerischen Nationalbibliothek unter dem Link <https://www.recensio.regio.net> abgerufen werden.

## Impressum

Kultur Report, Heft 2023

Herausgeber: Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat  
Graurheindorfer Straße 79, 53111 Bonn

Telefon: 0228-655138

E-Mail: [info@stiftung-mkr.de](mailto:info@stiftung-mkr.de)

Redaktion: Dagmar Ellen Fischer  
Postfach 500406, 22704 Hamburg  
E-Mail: [dfischerhh@gmx.de](mailto:dfischerhh@gmx.de)

Lektorat: Dr. Susanne Mittag,  
Dr. habil. Gerlinde Schlenker

Geschäftsführung: Gabriele Bohl

Sekretariat: Ulrike Alvarez

Gestaltung: Jenny Vagt

Köllen Druck+Verlag GmbH

Druck: Köllen Druck+Verlag GmbH

Auflage: 1650 Exemplare

ISSN 0948-2288

## Autoren in diesem Heft

Gabriel Bohl, Geschäftsführerin Stiftung MKR (Bonn);  
Dr. Sascha Bütow, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Mittelalterausstellungen e.V. Magdeburg (Magdeburg); Dr. Petra Dollinger, Historikerin (Gräfelfing); Dagmar Ellen Fischer, Kulturjournalistin, Autorin (Hamburg); Jo Fried, Publizist (Berlin); Jonathan Harnisch, Pressreferent Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur (Berlin); Dr. Ulrike Kaiser, Direktorin Stiftung Leuchtenberg (Seitenroda); Dipl.-Phil. Rosemarie Knape, Museumsdirektorin i. R. (Lutherstadt Eisleben); Clara Marz, Projektmanagerin Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur (Berlin); Dr. Ehrhart Neubert, Theologe (Hohenstein-Limlingerode); Prof. Dr. Rainer O. Neugebauer, Historiker, Sozialwissenschaftler, emeritierter Hochschullehrer (Halberstadt); Dr. Joachim Rumpf, Diplompädagoge (Görwihl); Axel Stefk, Stadtchronist (Weimar); Pia Steinhaus, Kulturvermittlung (Hamburg).

Für die Beiträge sind die jeweiligen Autoren verantwortlich.

© bei den Autoren, Fotografen, Künstlern und

Nachlassverwaltern

© für die Abbildungen siehe Bildunterschriften

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat besteht seit 1955, anfangs als gemeinnütziger Verein, seit 1976 als gemeinnützige Stiftung des privaten Rechts mit Sitz in Bonn.

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

- pflegt länderübergreifend die mitteldeutsche Kultur
- unterstützt die Künste und Wissenschaften in Mitteldeutschland
- tritt mit Veröffentlichungen, Vorträgen und kulturellen Veranstaltungen an die Öffentlichkeit
- gibt heraus:
  - das Mitteldeutsche Jahrbuch für Kultur und Geschichte
  - den Kultur Report mit aktuellen Themen zur mitteldeutschen Kultur

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat verfolgt als Stiftung des privaten Rechts ausschließlich gemeinnützige Zwecke.

Seit der Wiedervereinigung unterstützt sie vor allem die kulturellen Aktivitäten in Sachsen-Anhalt, Sachsen, Thüringen, Berlin, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern durch eigene Tagungen und Vorträge in den Bundesländern sowie durch Förderungen und Veröffentlichungen.



## Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

Traditionen und Neuentwicklungen in den Bereichen Kultur und Geschichte aufmerksam zu verfolgen und damit zum wechselseitigen Verständnis zwischen den alten und den neuen Bundesländern beizutragen, sollte ein gesamtdeutsches Anliegen sein, um damit die innere Einheit Deutschlands zu vertiefen.

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat beruht auf § 29 Absatz 2 des Gesetzes zur Abwicklung der unter Sonderverwaltung stehenden Vermögen von Kreditinstituten, Versicherungsunternehmen und Bausparkassen vom 21. März 1972 (Bundesgesetzbl. I, S. 465) und § 4 Ziffer 2d der Westvermögen-Zuführungsverordnung vom 23. August 1974 (Bundesgesetzbl. I, S. 2082).

### Vorstand

Dr. habil. Gerlinde Schlenker,  
Präsidentin  
Dr. Petra Dollinger,  
Vizepräsidentin  
Gabriele Bohl, Geschäftsführerin  
Website: [www.stiftung-mkr.de](http://www.stiftung-mkr.de)

### Stiftungsrat

Dr. Michael Ludscheidt,  
Vorsitzender

### Stiftungsbeirat

Maik Reichel, Vorsitzender

### Geschäftsstelle

Graurheindorfer Str. 79,  
53111 Bonn  
Tel. 0228-655138,  
E-Mail: [info@stiftung-mkr.de](mailto:info@stiftung-mkr.de)

### Vertreter der Bundesländer im Stiftungsrat

#### Berlin

Prof. Dr. habil. Rudolf Bentzinger

#### Brandenburg

Dr. Kathrin Poege-Alder

#### Mecklenburg-Vorpommern

Dr. Uwe Förster

#### Sachsen

Manfred Linck

#### Sachsen-Anhalt

Dr. Michael Ludscheidt

#### Thüringen

Dr. Ulrike Kaiser

Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte

Herausgeberin und Redaktion:

Dr. habil. Gerlinde Schlenker

Bd. 31/2024, ab Februar 2024 lieferbar

## MITTELDEUTSCHES JAHRBUCH

für Kultur und Geschichte

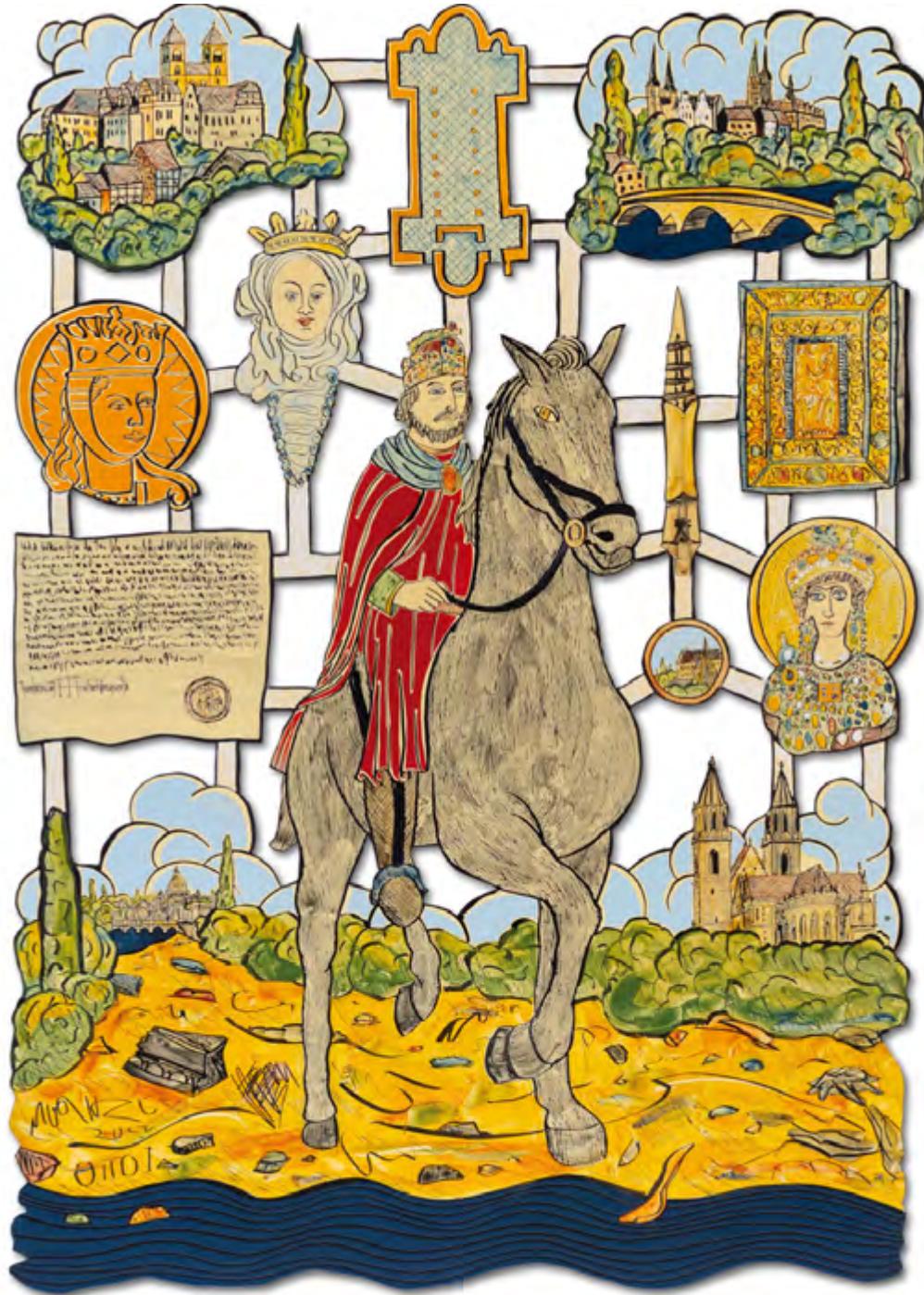
Band 31  
2024



Herausgegeben von der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

HÖHEPUNKT UND ENDE DER HERRSCHAFT OTTO'S DES GROSSEN 973

[www.deskaisersletztereise.de](http://www.deskaisersletztereise.de)



MAGDEBURG · MEMLEBEN · MERSEBURG · QUEDLINBURG · WALBECK